

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Marginallen	121
Eotensfeier in Japan. Von <i>Lascadio Beata</i>	129
Amerikanisches Tagebuch. Von <i>Karl Lamprecht</i>	135
Salpeter. Von <i>Heinrich Joesff</i>	145
Selbstauspeigen. Von <i>Schmidt, Goellen, Labendorf, Ströfelfs, Hoffmeier</i>	151
Perse. Von <i>Oskar Wilde</i>	154
Prospekte. Von <i>Labon</i>	157

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein-Restaurant

Déjeuner à M. 2.—, Diners, Soupers
von M. 3.— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier-Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Belastung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Dr. med. A. Smith'sche Ambulatorien für Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66

Potsdamerstr. 52.

Köln 21

Deutsch. Ring 15.

Bad Nauheim

Briefadr. Postl. 27.

Ambul. Nauheim geöffn. April — Okt. im Hause von Dr. Hofmann's Kuranstalt.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).



Der anerkannt beste Kneifer: Der orthozentrische Kneifer
„Ideal“ nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Das
Neueste: Feder und Stege sind eins. Beseitigt Schlotzung
durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht
Schielen. Von verblüffend. Einfachheit. Sitz sehr fest u. korrekt,
von hervorr. Ärzten empfohlen. Orthozentrische Kneifer Ges.
m. b. H., Potsdamerstr. 139. Man kauft auf firms u. Hausnummer zu sehen.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Namedy Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 28. April 1906.

Marginalien.

Zwei neue Ritter dürfen fortan das Orangenband und das hellblaue Kreuz des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler tragen. Herr Joseph Maria von Radowiz hat den vom ersten Preußenkönig gestifteten Orden als Lohn für die in Kigéjras geleisteten Verdienste erhalten. Was sind's jenen böen'ign jezt; und keine fragt, warum der solchen Ruhmes würdige Mann am Manzanares verwittern, vierzehn Jahre lang mühsig in Madrid sitzen mußte. Oft wurde hier die Frage gestellt; nie kam hörbare Antwort. Nicht beim Kaiser in Gunst; als ein aus bismärckischer Zeit Ueberlebender den Wignons verdächtig; und als Gatte einer Russin längst, dicht neben dem General von Berder, auf Holsteins Schwarzer Liste. So leben wir. Ueberall fehlt's an tüchtigen Diplomaten: und Einer, der was kann, bleibt aus solchen Gründen im Schatten. Er mag lächeln, wenn er auf dem achtspeizigen Silberstern, den er nun an die Brust heften darf, den Altpreußenpruch liest: *Sum cuique*. Tritt er noch einmahl ins Licht? Unwahrscheinlich. Am neunzehnten Mai wird er achtundsechzig Jahre alt, ist nicht mehr gesund und wollte schon nach Alfonso's berliner Visite den Abschied nehmen. Wer ihn, der dem Reich am Bosporus nützlicheren Dienst geleistet hat als in der Provinz Kadiz, in ein wichtigeres Amt riefte, gestünde damit ja auch, daß die Versetzung von Konstantinopel nach Madrid ein Fehler war. Und so lange es möglich ist, vermeidet man solches Bekenntniß gern. Der zweite neue Adlerritter ist Philipp Friedrich Karl Alexander Botho Fürst zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels. Kein Hertefeld von Geblüt, kein Enkel des Fritz Polte, der das Schranzenthum seiner Standesgenossen mit so boshaftem Leckermaul höhnte und, als man ihm den einzigen Sohn in den Krieg gegen den

Korsen schleppen wollte, in heller Wuth schrieb: „Ich kann meiner Empörung noch immer nicht Herr werden und will es auch nicht. Meine Verachtung gegen den Urheber werde ich mit ins Grab nehmen. Von Patriotismus sprechen solche Leute, die vom Staat leben, immer. Glaube mir, mein Sohn, als einem alten, erfahrenen und von Vorurtheilen freien Manne: der Militärstand ist eine splendide Nijere. Wenn man eine Zeit lang darin gearbeitet hat, so fühlt man erst das Angenehme der Inpedenz und, wie nützlich sich Der macht, der als ein Privater seine Güter selbst bewirthschaftet. Er dient dem allgemeinen Besten und braucht mit seiner Meinung nicht zurückzuhalten. Er ist ein freier Mann, der auch frei sprechen darf. Eine Klasse, die jeder Ehre bar und bloß ist, läßt sich zu Allem brauchen; folglich ist sie nützlich. Ich wundere mich über nichts mehr (unter dem Dicken Wilhelm). Ich erkenne mehr und mehr, daß die Politik die Wissenschaft des Betruges ist. Und so wird es bleiben, bis vernünftige Landesverfassungen da sein werden, die Kraft haben, die Großen zu binden.“

Phili, der Skalde, dessen Rutter die Grofsnichte des letzten Hertefeld war, führt seit 1898 den Namen des clevischen Geschlechtes; hat von dessen Wesensart aber nichts geerbt und ähnelt weder dem Samuel Hertefeld, der das Havelbuch entwässert und dem Anbau gewonnen hat, noch dem Friedrich Leopold, der über den halb frommen, halb lüderlichen Prunk des von der Lichtenau beherrschten berliner Hofes so grimmige Worte fand. Ist auch nicht der richtige Typus Eulenburg. Keiner von den starken Politikern des oberächsischen Dynastenhauses. Dichter, Komponist, Spiritist (wie der neue Chef des Großen Generalstabes); und auf die Dauer, wie es scheint, nicht aus der Gunst zu drängen. „Er liebt den Kaiser so innig, lebt nur von seinem Blick; und es ist so wohlthuend, dieses Schwärmerauge stets auf sich gerichtet zu fühlen.“

Immer geht, wenn Philis Name wieder auftaucht, ein Zittern durch die Reihen. Nun der Schwarze Adler; wofür? Rasch war ein Versehen drauß gemacht. Eulenburg, hieß es, war Botschafter in Wien und hat seine alten Beziehungen jetzt benutzt, um den Grafen Goluchowski für den Sekundantendienst zu werben. Noch unwahrscheinlicher als Radowizens Rückkehr ins Sonnenland. Erstens hat Goluchowski (wie hier bewiesen ward und wie er selbst via Paris melden ließ) dem Deutschen Reich gar nicht den Dienst geleistet, für den Wilhelm Eifer so burschikos dankte, sondern für die Franzosen mindestens eben so viel gethan wie für uns. Zweitens war der Fürst zu Eulenburg in Wien nie persona gratissima (höchstens im Palais Metternich) und hätte für Algeiras nichts Werthvolles zu wirken vermocht. Auch mit Holsteins Sturz, über den so viel Unkluges geschrieben wird, braucht die neue Auszeichnung des Günstlings nicht zusammenzuhängen. Die beiden Wirklichen Geheimen Rätthe haben

lange gemeinsam, später gegen einander gearbeitet und in Liebenberg wird die Freude nicht klein gewesen sein, als die Kunde kam, der Mitwiffer sei endlich nun gefallen, der Austerfreund dem Troubadour und seinem Runo nicht mehr gefährlich. Doch der Kaiser hatte keinen Grund, diese Freude noch durch einen Huldbeweis zu würzen. Wozu in die Ferne schweifen? Phili hat sich wieder „bethätigt“. Diesmal finds nicht Skaldensänge oder Methlieder, ist's kein Waldmärchen, Sremärchen oder Märchen von der Freiheit, sondern ein Prachtwerk, das Wilhelm den Zweiten und andere dem Schwärmerauge groß scheinende Männer verherrlicht. Das Exemplar kostet fünfhundert Mark und auf dem Titelblatt ist der schwarze Har zu schauen. Noch nicht auf der Brust des Herausgebers, dem ähnliches Verdienst den Sitz im Herrenhaus, Vot-schaftsterrang und Fürstenhut eingebracht hat? Höchste Zeit. Suum cuique.

Wenn im Januar die Ritter des Hohen Ordens im Schloß zum Kapitel versammelt sind, empfängt hoffentlich noch ein dritter Betreuer die Ac-colade. Freiherr Speck von Sternburg, Deutschlands Votschaster in Washing-ton, ist nicht seit gestern erst dieser Ehre würdig geworden. Welche Mühsal und Kummerniß hat ihm, bis es endlich untergebracht war, allein das Triphen-dentmal bereitet, mit dem der Kaiser die Dankes beglückte! Wahres Verdienst darf nicht ungekrönt bleiben; bleibts heutzutage auch nicht. Radowiß durfte, weil seine Frau Russin ist, nicht nach Peteröburg. Speck darf, trotzdem er eine Amerikanerin geheirathet hat, in den Vereinigten Staaten das Deutsche Reich repräsentiren. Repräsentirt es aber auch wie kein Anderer vor ihm. Hat erreicht, daß amerikanische Kriegsschiffe, nachdem sie zweimal eingeladen waren und in Marseille (ohne eingeladen zu sein) den Präsidenten Loubet begrüßt hatten, nach Kiel kamen, daß Milliardärjachten bei Düsternbrook ankerten und Morgan und Genossen für die Kieler Woche kostbare Preispenden lieferten. Tritt, wie der Gesandte eines Vasallenstaates, auf dem Bahnhof an, wenn Herr Roosevelt abfährt, der ihm, vielleicht zum Dank für solche Huldbigung, seine Pferde leihet und ihn mit einem Zwißlächeln Specky nennt. Die Möglichkeit eines an-ständigen Handelsvertrages hat er uns noch nicht näher gebracht. Thut nichts. Muß das Ansehen einer Großmacht nicht ungemein zunehmen, wenn ihr Vertreter auf dem Bahnhof Honneur macht, mit einem neckischen Kosenamen gerufen wird und, während der Präsident auf Reisen ist, einen huldvoll geliebten Gaul besteigen darf? Jetzt hat Specky wieder bewiesen, daß er drüben noch immer das Tüpfelchen ist. Statt nach San Franzisko zu fahren und zu sehen, ob er den durch Erdbeben und Feuersbrunst des Hauses und der Habe beraubten Deutschen nüt-zen könne, hat er in Pittsburg eine Tafelrede gehalten. Aus der wir zunächst er-fahren, daß der Herr, der auf dem für unsere Wirthschaft wichtigsten Posten sitzt,

seit 1885 nicht in der größten Industriestadt der Vereinigten Staaten war. Die Reise ist kurz und bequem. Hat der Botschafter auch in der kongreglosen Zeit so furchtbar viel zu thun, daß er sich nicht früher schon mit eigenen Augen von der Entwicklung des pittsbürger Gewerbes überzeugen konnte? Seit er auf dem Weg ins Generalkonsulat von Kalkutta zur Nachfolge Hollebens berufen ward, ist manches Jahr vergangen. Trotzdem keine Ruhe zu so kleiner Fahrt. Ersetzt die Tiefe des Gemüthes dem Genialen die Anschauung? Doch die Rede lehrt uns noch mehr. Deutschlands Boden, vernehmen wir, birgt nicht so reiche Schätze wie der anderer Länder. Hier stoch' ich schon. Wer Kohle, Eisen und Kali hat, braucht sich in der Fremde eigentlich nicht arm zu nennen. Und wie ist Deutschland zu einer mächtigen Industrie gekommen? Der Freiherr hat irgendwo gelesen, der Sieg deutscher Arbeit sei dem Bündniß von Wissenschaft und Industrie zu danken. Das ist nicht falsch; wird von dem Botschafter aber rasch der Regierung als Verdienst zugeschrieben. Die („Wilhelm der Große und sein eiserner Kanzler“) gab das Kommandowort: „und die wissenschaftliche Armee änderte ihre Taktik und wandte sich praktischen Aufgaben zu; so wurde im modernen Deutschland der Professor und Forscher der Begründer der Großindustrie“. Et voilà justement comme on écrit l'histoire. Doch kommts noch besser. Nach dem Großvater der Enkel. Wilhelm der Zweite ist „ein überlegener Geist, der die Wissenschaft in den Dienst der Industrie spannen will“ und sogar die Pläne zu einem Laboratorium sachkundig zu ändern vermag; „ist bekanntlich einer der hervorragendsten technischen Fachmänner und Meister auf dem Felde der Mechanik in Deutschland.“ Das ist nicht etwa erfunden. Diese Sätze hat das offiziöse Depeschensbureau allen Zeitungen gemeldet. Was macht man mit solchem Redner? Der böse Bismarck hätte ihn vielleicht einen eloquenten Streber gescholten und unsäntiglich heimgewinkt. Wir wissen die Sorte besser zu schätzen, die den Mund nicht aufthun kann, ohne daß er vom Lob ihres Herrn überfließt. Auf dem weiten Rund der Erde ist kein Reich, dessen Vertreter so von ihrem Kaiser oder Sultan, König oder Präsidenten zu reden wagen. Der britische oder belgische Koburger, die in Geldsachen doch ihren Mann stehen, sind von ihren Ministern nie öffentlich als Finanzgenies gepriesen worden. Der Sternburger hatsgewagt. Das blaue Kreuz mit den vier Adlern für unser kerniges Speckchen!

Ein anderer Botschafter, der sich solcher Leistung freilich nicht rühmen darf, ist jetzt in argem Gedräng: Graf Monts. In Rom bekrittelt, weil er sich mit dem Beileid der berliner Regierung erst einstellen konnte, als die vesuvianische Lava fast schon erkaltet war. In Berlin hart getadelt, weil er nicht eifrig genug mit der italiischen Presse gearbeitet, die Lockerung des Bündnisses nicht

verhindert habe. Dieser Tadel ist ungevecht. Die Presse ist nicht überall so leicht und so billig zu haben wie bei uns; Herr Barrère verfügt über die wirksamsten Düngemittel; und kein Botschafter des Deutschen Kaisers konnte den Glauben an den Werth des Bündnisses sichern, seit Italien sich Frankreich, Frankreich sich Britanien versöhnt hat. „Die internationale Politik ist ein flüßiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keine in Vertrag zwischen Großmächten gesichert und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu Stande gebracht wurde.“ Das hat Bismarck vor drei Lustren geschrieben; und im nächsten Satz wiederholt, der Dreibund habe „die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses.“ Eine strategische Aufstellung ist von einer taktischen zu unterscheiden. Strategie bereitet die Operationen vor; auf dem Schlachtfeld herrscht dann die Taktik. Ich habe Grund, zu glauben, daß Bismarck nie angenommen hat, ein französischer Angriff auf das Reichsland werde unter allen Umständen sofort die Mobilmachung des italienischen Heeres bewirken. Ihm genügte, den Franzosen die Möglichkeit einer solchen Koalition zu zeigen; und er hätte seinen Landsleuten gerathen, höflich und ohne Groll von den Italienern Abschied zu nehmen, wenn die lateinische Verbrüderung und die franko-britische entente cordiale Ereigniß geworden wäre, als er noch im Sachsenwald saß. Das Geplärr, von dem die Gasse jezt widerhallt, ist sinnlos und blamirt uns nur noch mehr; bringt uns höchstens Guicciardinis Heuchelschwüre, die nicht sechs Dreier werth sind. Die Römer wären Esel gewesen, wenn sie anders gehandelt hätten; sind nicht untreu geworden, sondern haben ihre Politik den veränderten „Verhältnissen, Bedürfnissen und Stimmungen“ angepaßt. Und an dieser Aenderung ist Graf Monts unschuldig. Nicht er hat die Republik dem Empire vermählt, Victor Emanuel und die Montenegriner eingegärgert. Unsere Schreiber haben ein merkwürdiges Talent, immer den Faltschen zu packen.

Unsere Abgeordneten machen's nicht besser. Wer die Reden liest, die am fünften Apriltag im Reichstag über Deutschlands internationale Politik gehalten wurden, muß glauben, bei uns werde der ernsteste Fleiß vom stärksten Genie bedient und nur Treulosigkeit und Undank der Nachbarn hemme Germania

auf ihrem Weg. Ein Parlament, das bei so großem Anlaß so kümmerliches Zeug bietet, darf nicht klagen, wenn es verachtet wird. Bei so großem Anlaß: die politische Bilanz des Reiches war zu prüfen und die vom Volk zur Aufsicht Berufenen mußten den für das Defizit verantwortlichen Geschäftsleitern derbe Wahrheit sagen. Ziel ihnen nicht ein; sie wiederholten, was ihnen die Offiziösen vorgefagt hatten. Freiherr von Hertling, ein kluger, gebildeter Mann, Historiker und Politiker, Doktor und Professor gar, leistete eine Rede, die ihn als Vertreter einer großen Partei auf diesem Gebiet unmöglich machen müßte. Die Enthüllungen des Malin haben ein gewisses Unbehagen hinterlassen. (Wo denn? Im Malin ist nichts enthüllt worden; was da über das Werden und Wachsen der franko-britischen Intimität erzählt wurde, war längst bekannt.) Wenn in Italien die Regierung sich mit dem Papst verständigte, würde das Bündniß mit Deutschland gefestigt. (Das Bündniß, das erst möglich ward, als der Papst die Herrschaft über Rom verloren hatte; das Bündniß mit der Vormacht des Protestantismus.) Das Deutsche Reich wird gehaßt, weil es als Hort christlicher Kultur jeden revolutionären Ansturm abzuwehren vermag. (Nun kennen wir endlich den Grund; und wissen, warum in Frankreich nur die Röhsten für uns sind.) Das Beste zuletzt. „Nordamerika war auf der Konferenz nicht vertreten; wäre es vertreten gewesen, so hätte es im Interesse des Friedens gewirkt.“ Das ist nicht ein verzeihlicher Lapsus. Das wurde in einer mit staatsmännischer Allure vorgetragenen Rede gesagt; und kein Zwischenruf unterbrach an dieser Stelle den Redner. Wer auch nur die Reporter-meldungen über die Konferenz gelesen hatte, wußte, daß der Vertreter Nordamerikas in Algefras hinter und vor den Coulissen eine wichtige Rolle gespielt und stets für Frankreich gestimmt hat. Wer es nicht weiß, also nicht einmal den von außen sichtbaren Verlauf der Sache kennt, sollte sich hüten, öffentlich darüber zu reden. Freiherr von Hertling sieht in dem Ergebnis der Konferenz einen Erfolg deutscher Staatskunst. Auch Herr Bassermann, aus dessen Mund man oft verständige Rede hört, bewies diesmal, daß er von den Vorgängen keine Ahnung hat. Die in Paris veröffentlichten Documents Diplomatiques, ohne deren Kenntniß ein halbwegs ernsthaftes Urtheil über den deutsch-französischen Hader nicht zu fällen ist, sind den Herren offenbar unbekannt geblieben. Mühte das Hohe Haus sich nicht schämen? Und doch dünkt jedes M. d. R. sich über die Journalistenkunst erhaben (deren Weisheit es nachstammelt) und heischt Ehrfurcht vor seiner geweihten Person, die nach immunem Belieben einen Minister seligsprechen und verdammen kann.

Dem Kanzler wurden Kränze gewunden; rechts, links und mit besonderer Emsigkeit in der Mitte. Aber der arme Kanzler wurde ohnmächtig und

mußte aus dem Saal getragen werden. Seitdem ist er krank. Unter der Last der Geschäfte zusammengebrochen, lassen wir. Lassen, daß kein Ersatz zu finden sei und diese furchtbare Stunde selbst den Zweifler gelehrt habe, was das Reich an dem Einen besitze. Darüber wollen wir heute nicht rechten; kein unfreundliches Wort in die Krankenstube rufen. Zusammengebrochen? So schlimm wird's nicht sein. Herr Bernhard von Bülow war nie, wie sein Vater, die „Heilige Kraft“ des Auswärtigen Amtes, ein Fanatiker der Arbeit. Ein Kanzler, dem sechs Staatssekretäre als Dezerentendiensten, braucht sich auch nicht zu überbürden. Die letzte Zeit mag mehr Arbeit gebracht haben. Nichtshofen, der in stiller Ergebenheit seinen Pflichtweg abtrabte, war gestorben und Holstein in extremis; schon seit den Rosentagen des vorigen Sommers nicht mehr zu wichtigem Dienst heranzuziehen. Mehr Arbeit und, draußen und drin, viel mehr Aerger als sonst; denn nichts wollte nach Wunsch klappen. Dazu die von ängstlichen Freunden oft beklagte Neigung, zu viel zu essen und sich zu wenig zu bewegen. Eine Grippe, die noch nicht ganz überstanden ist; und doch den Wunsch, in den Reichstag zu gehen, weil das Gerede über Marokko vor dem formellen Schluß der Konferenz, wenn die Abgeordneten sich in die Osterferien sehnen, sicher nicht so lang und so lästig wird wie nach der Pause. Im Saal ist's heiß, ein Sonnenstrahl blendet das Auge, der überfüllte Magen will sich erleichtern: Ohnmacht, Erbrechen und im Krankenbette darn schwere Migrainen. Das ist noch nicht gefährlich. Aber der Arzt weiß, daß der Vater in nicht viel höherem Lebensalter einem Schlaganfall erlegen ist, sieht den Leib des Sohnes mit allzu reichlicher Fettschicht gepolstert und erinnert sich, daß ein britischer Kollege dem ermüdeten Sirn Balfours eine Rastkur verordnet hat. Die Verantwortlichkeit wiegt nicht leicht und Vorsicht kann niemals schaden: also auf drei bis vier Wochen ins Bett, nichts von Geschäften, keine Aufregung und namentlich kein Besuch. Wenn Besuche erlaubt würden, käme der Kaiser wieder täglich zu „seinem Bernhard“ und politische Gespräche wären nicht zu vermeiden; als der Kaiser nach Homburg gereist war, wurde die Thür des Krankenzimmers auch sofort geöffnet. Was dieses Symptom bedeutet, wird später zu prüfen sein. So lange von einer Gefahr des Zustandes geredet wird, möchte auch ich nicht allzu ernsthaft von Politik sprechen. *Suum cuique*: dem Leidenden zuerst. Was frommt ihm? Er hat alle Orden und Würden; hört vielleicht aber nicht oft guten Rath.

Noch ist das Glück ihm treu. Die Erkrankung konnte nicht gelegener kommen; sie ersparte ihm die immerhin schwierige Rede über die internationale Lage des Reiches und brachte ihm Hymnen ins Haus, die er als Aufrechter gerade jetzt wohl selbst von den Getreuesten nicht vernommen hätte. Die Depesche an Woluchowski fiel nicht mehr in die Zeit seiner Verantwortlichkeit und

gute Menschen können behaupten, sie wäre nicht abgeschickt, wenigstens nicht von Berlin aus veröffentlicht worden wenn der Kanzler nicht ohnmächtig gewesen wäre. Nun sollte er gehen. Hellere Tage sind kaum noch zu hoffen. In großen Zeitungen hat über das Verhältniß zum Kaiser Allerlei gestanden, was wie das Echo eines Stöhnens klang und, trotz der offiziellen Korrektur, zur günstigen Stunde die erwünschte Wirkung nicht verfehlen wird. Am Hof hat der Hochgestiegene mächtige Gegner und die Gruppe, die ihm einst den Weg ebnete, nennt ihn längst undankbar, weil er sie für eine Weile in die Finsterniß gebracht hat. Herr von Holstein ist auch noch sehr rüstig, pflegt pünktlich zu quittiren und hat sich niemals gescheut, abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen, wenn ein Strich draus werden konnte. *Tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi.* Und auch ohne Haß und Feindseligkeit ließe sich am Ende nachweisen, daß wir unter dem vierten Kanzler nicht allzu einträgliche Geschäfte gemacht haben. Geht er jetzt, so rettet er den Gesundheitstrost und den Nimbus. Kann, als Fürst und Millionär, mit der geliebten Frau leben, wo ihm behagt. Reiten, Golf spielen, die Polster ablegen, nur mit den Menschen, Bildwerken und Büchern verkehren, die ihm gefallen. Der Kaiser, das Parlament und die Presse haben ihn eben erst so laut gelobt, daß sie das bis zum Tag der sichtbaren Ohnmacht Geleistete nicht mehr tadeln können; so laut, daß die Tonart, wenn er mit neuen Helfern im Amt bliebe, sich nicht lange halten ließe. Geht er jetzt, dann kündigt die Legende spätem Enkeln noch seinen Ruhm. Des Mannes, der die Landwirthschaft klug beschwichtigt, die Unverantwortlichen sacht zurückgedrängt, den ohne seine Mitschuld entstandenen Marokkozweist ohne Ehrverlust beigelegt, den Maulwurf in einer Bügelfalle gefangen und ohne Murren sich im Reichsdienst verbraucht hat. Nach ein paar Jahren könnte ein minder günstiges Urtheil gefällt werden. Daß Leute, denen er das Vergnügen nicht gönnt, auf seinen Rücktritt hoffen, darf ihn nicht bekümmern. Nur an sich selbst soll der Weise in diesem Fall denken; und an die Sache natürlich, die ihm zur Betreuung anvertraut ist. Will die Sache, daß er bleibt? Er wird die Frage bejahen. Jeder hält sich für unentbehrlich, für den besten verfügbaren Mann; und jeder Kanzler hat seit 1890 den Intimen erzählt, nur ihm gelinge manchmal noch die Abwendung jäher Entschlüsse. Capriovi und Hohenlohe haben an diesem Bahn sich in schweren Stundengerüstet; denn Keiner von Beiden wollte je gestehen, daß er freiwillig nicht vom Sitz der Macht zu scheiden vermochte. Daß er die Macht liebt, braucht auch der Größte nicht schamhaft zu bergen; doch nur der Kleine hascht nach dem Schein der Macht. Und die Hoffnung, Gefährliches zu hindern? Nie ward einem Staatsmann als Verdienst angerechnet, daß er unvermeidliche Entwicklungen verzögert hat.

Totenfeier in Japan.

Was Auge, das über eine japanische Schulkasse hinschweift, freut sich an den jungen Gesichtern. Der ungeübte Europäerblick unterscheidet zunächst nichts Spezielles in den Physiognomien; aber etwas ungemein Angenehmes scheint allen gemeinsam. Diese Züge sind nicht scharf ausgeprägt; im Vergleich mit abendländischen Gesichtern scheinen sie nur halb fixirt; so weich ist ihre Umrißlinie. Nichts verräth Dreistigkeit oder Schwächternheit, ruhiges oder exaltirtes Wesen, Gleichgiltigkeit oder Reugier. Manche Gesichter schon erwachsener Jünglinge sind von kindlichster Treuerzigkeit und Frische; einige unbedeutend, andere interessant, einzelne von femininer Schönheit. Aber alle zeigen eine seltsame Gelassenheit, die weder Haß noch Liebe ausdrückt, kein heftiges Gefühl, nur vollkommene Ruhe und Sanftmuth, wie die träumerische Gelassenheit der Buddhabilder. Später wird sich dieser Eindruck leidenschaftloser Beherrschtheit nach und nach verlieren; wenn Du jedes einzelne Gesicht besser kennen lernst, wird es sich durch charakteristische Merkmale, die Dir früher entgingen, mehr und mehr individualisiren. Aber dieser erste Eindruck wird sich nie verwischen und nach vielen Erfahrungen wird man sich seiner erinnern, weil er so viel von dem japanischen Charakter enthüllte, der nur nach langer Bekanntschaft ganz begriffen werden kann. Was nicht, denkt man dann, als habe ein Blick uns damals die Tiefe der Rassenseele erhellte, mit ihrer unpersönlichen Liebenswürdigkeit und ihren unpersönlichen Schwächen, und empfanden wir nicht ein Behagen, als seien wir in dünne, reine, klare Luft getreten und unsere Nerven vom Druck einer beklemmenden Atmosphäre befreit?

Ich glaube, es war der überspannte Foutier, der von den schrecklichen Gesichtern der „Civilisirten“ sprach. Einerlei: er hätte geglaubt, seine physiognomische Theorie bestätigt zu finden, wenn er gesehen hätte, wie der erste Anblick eines Europäergesichtes in diesen östlichsten Osten wirkte. Alles, was man uns daheim an einer Physiognomie als schön, interessant oder charakteristisch preist, verliert in China oder Japan die Geltung. Die den Gesichtsausdruck bestimmenden Schatten, uns als Zeichen unseres eigenen Gesichtsalphabetes vertraut, sind dem Orientalen auf den ersten Blick unsichtbar. Er sieht zunächst nur das Charakteristische der Rasse, nicht des Individuums. Die evolutionistische Bedeutung des tiefstehenden Auges, der vorspringenden Stirn, der Habichtsnase, der massiven Kinnlade, dieser Symbole der aggressiven Kraft und Gewohnheit, offenbarte sich der sanfteren Rasse in der selben intuitiven Weise, wie sich einem zahmen Thier die gefährliche Natur des ersten ihm begegnenden räuberischen Feindes offenbart. Den Europäern schienen die geschmeidigen, kleinen, feingebichtigen Japaner Knaben; noch immer wird jeder eingeborene Commis eines Kaufmannes in Yokohama boy genannt. Den Japanern erschienen die rothhaarigen, derben, trunkenen europäischen Seelente wie Usholbe, Shojos (Meerdämonen); von den Chinesen werden die Abendländer bis zum heutigen Tag „fremde Teufel“ genannt. Die große Statur, die derbe Kraft, die herausfordernde Haltung der Fremden vertiefte in Japan noch den seltsamen Eindruck ihrer Gesichter. Die Kinder weinten vor Furcht, wenn sie ihnen auf der Straße begegneten; in entlegeneren Gegenden kommt es noch jetzt vor, daß der Anblick eines europäischen oder amerikanischen Gesichtes die Kinder in Schrecken und Furcht versetzt.

Eine Dame in Matsue erzählte in meiner Gegenwart aus ihren Kinderjahren. „Als ich noch ein ganz kleines Mädchen war“, sagte sie, „berief unser Daimyo einen Fremden als Lehrer der Kriegswissenschaft. Mein Vater und viele Sanurais gingen, um den Ankömmling schon im Hafen zu empfangen, und in den Straßen machte die Bevölkerung Lärm; denn nie vorher war ein Fremder nach Izumo gekommen und deshalb wollte Niemand sich den Anblick entgehen lassen. Der Fremde kam zu Schiff; damals gab es bei uns noch keine Dampfer. Er war sehr groß und schritt mächtig aus; die Kinder fingen bei seinem Anblick zu weinen an, weil sein Gesicht anders war als die Gesichter der ihnen bekannten Leute. Mein kleiner Bruder kreischte laut auf und versteckte sein Gesicht in Mütter's Kleiderfalten; Mutter verwies es ihm und sagte: ‚Dieser Fremde ist ein sehr guter Mensch; er ist gekommen, um unserem Fürsten Dienste zu leisten, und es ist deshalb sehr unehrerbietig, bei seinem Anblick zu weinen.‘ Aber mein Bruder wollte sich nicht beruhigen. Ich ließ mich nicht einschüchtern und blickte dem Fremden lächelnd ins Gesicht, als er vorüberkam. Er hatte einen großen Bart und mir schien sein Antlitz zwar seltsam und streng, aber gutmüthig. Als er mir nah kam, blieb er stehen, strich mit seiner großen Hand lächelnd über mein Haar und mein Gesicht, sprach ein paar mir unverständliche Worte und legte Etwas in meine Hand. Dann schritt er weiter. Als er vorübergegangen war, sah ich mir an, was er mir in die Hand gedrückt hatte; es war ein hübsches kleines Glas zum Durchgucken. Setzt man eine Fliege darunter, so sieht sie ganz ungeheuer groß aus. Damals dünkte mich das Stüdchen Glas etwas Wunderbares; und ich habe es bis heute aufbewahrt.“ Sie nahm aus einer Lade ein winziges Mikroskop und legte es vor mich hin.

Der Held dieses kleinen Erlebnisses war ein französischer Offizier, den man, als das Feudalsystem fiel, seiner Stellung entthob. Die Erinnerung an ihn ist in Matsue noch lebendig und ein Spottlied, das in rasch hervorgesprudeltem Kauderwätsch seine fremdartige Sprache nachahmen sollte, ist von alten Leuten noch nicht vergessen.

Shida wird nicht mehr in die Schule kommen. Er schläft unter den Schatten der Fledern in dem alten Friedhof. Bei der Totenfeier las Yotogi eine schöne Ansprache an die Seele seines toten Kameraden. Aber mit Yotogi selbst steht es nicht gut und ich bin sehr besorgt um ihn. Er leidet an irgend einer Gehirnanfektion, der Folge geistiger Ueberanstrengung, sagt der Arzt. Selbst wenn er davonkommt, muß er sich sehr schonen. Manche unter uns haben freilich mehr Hoffnung; denn der Knabe ist kräftig gebaut und noch sehr jung. Dem starken Sakane sprang im vorigen Monat ein Blutgeäß und er ist schon wiederhergestellt. Vielleicht wird es also auch mit Yotogi wieder besser. Abuzugawa bringt uns täglich Nachricht von seinem Freunde.

Einstweilen will die Erholung noch nicht kommen. Irgend eine geheime Feder im Mechanismus des jungen Lebens ist wohl gebrochen. Der Geist erwacht nur für kurze Zeitspannen zwischen langen Stunden der Bewußtlosigkeit. Eltern und Freunde harrten auf dieses kurze Ausrufen, um dem Kranken ein liebloses Wort zuzuflüstern oder ihn zu fragen: „Hast Du irgend einen Wunsch?“ Einmal antwortete er in der Nacht: „Ja; ich möchte in die Schule gehen, ich möchte die Schule sehen.“ Da befällt sie Angst, der harte Geist sei vielleicht ganz in Verwirrung gerathen; aber sie sagen: „Mitternacht ist ja schon vorüber; wir haben

keinen Mondschein und die Nacht ist so kalt.“ „Ich sehe beim Sternenlicht genug; ich möchte so gern die Schule wiedersehen!“ Sie bemühen sich lieblich, es ihm auszureiben; vergebens. Der sterbende Knabe wiederholt mit der klagenden Beharrlichkeit eines letzten Wunsches: „Ich möchte die Schule wiedersehen, jetzt, gleich jetzt möchte ich sie wiedersehen.“

Im Nebenzimmer wird geklüffert. Man beräth. Tonsun-Schubladen werden aufgeschlossen, warme Kleider herausgenommen; dann tritt Fusaichi, der kräftige Diener, mit einer angezündeten Laterne ins Zimmer und ruft mit seiner lieben rauhen Stimme: „Ich will Master Tonsun auf meinen Schultern in die Schule tragen; er wird die Schule wiedersehen. Es ist ja nur ein kurzes Stück zu gehen.“ Sorgsam wird der Knabe in wattirte Kleider gehüllt, dann schlingt er, wie ein Kind, seine Arme um Fusaichis Hals und der kräftige Diener trägt nun die leichte Bürde durch die winterlichen Straßen. Der Vater geht mit der Laterne voran. Ueber die kleine Brücke ißt nicht weit.

Das ungeheure dunkelgraue Gewölbe ragt beinahe schwarz gegen den Himmel; aber Yotogi kann es sehen: er blickt zu den Fenstern seines Klassenzimmers empor, sein Blick schweift über die überdachte Seitenthür, wo er vier glückliche Jahre lang jeden Morgen seine Geta mit lautlosen Strohhäutchen vertauschte, auf die Kammer des schlafenden Schulpförtners, auf die Silhouette der Glocke, die in ihrem Thürmchen dunkel gegen den Himmel ragt, und murmelt: „Nun habe ich mir Alles eingepägt und kann mich wieder daran erinnern; ich hatte Alles vergessen: so krank war ich! O Fusaichi, Du bist sehr gut! ich bin so froh, die Schule wiederzusehen zu haben.“

Und dann eilen sie durch die langen, menschenleeren Straßen zurück.

Yotogi wird morgen an der Seite seines Kameraden begraben werden.

Wenn ein unbemittelter Mensch im Sterben liegt, eilen Freunde und Nachbarn herbei, um der Familie mit Rath und That beizustehen. Manche bringen die Trauerbuttschaft zu entfernt wohnenden Verwandten, Andere treffen die nöthigen Vorkehrungen, wieder Andere holen beim Eintritt der Katastrophe die buddhistischen Priester herbei. Den Priestern, sagt man, ist schon am Vorabend der Tod eines Menschen bekannt; denn da pocht die Seele des Sterbenden dumpf an die Thür des Tempels. Dann stehen die Priester auf, kleiden sich an und sprechen, wenn der Bote kommt: „Wir wissen schon; wir sind bereit.“

Inzwischen wird der Leichnam hinausgetragen und vor dem Butsudan auf die Flur gelegt. Unter den Kopf des Toten kommt kein Kissen. Auf den Leib legt man ein bloßes Schwert, um die Geister zu bannen. Die Thüren des Butsudan sind geöffnet und vor den Ahnentafeln brennen Lichte und dampft Weihrauch. Alle Freunde schicken zur Leichenfeier Weihrauch. Wer es ohne solchen Anlaß thäte, würde nur Unheil spenden. Der shintoiistische Hausaltar muß mit weißem Papier verhüllt und den Blicken entzogen werden; auch die an der Hausthür befestigte Sjuda bleibt während der ganzen Trauerzeit verdeckt. Während dieser Zeit darf sich kein Familienmitglied einem Shintotempel nahen oder zu den Kamis beten. Zwischen der Hausthür und dem Leichnam wird ein Papierschirm aufgestellt; war der Verstorbene jung, so steht der Schirm verkehrt.

Freunde beten an der Leiche, neben der eine Büchse mit tausend Erbsen steht. Die zählt man ab, während man die tausend Beschwörungen her sagt, die

dem Heil der abgeschiedenen Seele auf ihrer Reise ins unbekannte Land förderlich sein sollen. Die Priester kommen und rezitiren die Sutras. Dann wird der Leichnam für die Beerdigung mit warmem Wasser gewaschen und in weiße Gewänder gekleidet. Der Kimono des Toten wird auf der linken Seite aufgesteckt. Wer ihn lebend, absichtlich oder zufällig, so trägt, mag sich vor Ungemach hüten. Ist der Tote in den vieredigen Sarg gebettet, so legt jeder Anwesende eine Haarsträhne oder ein Stück seines Fingernagels hinein.

Der Trauerzug setzt sich in Bewegung. An der Spitze schreitet ein Priester, der eine kleine Glocke schwingt; ein Knabe trägt das *Isai* des Verstorbenen. Der Vortrab besteht ganz aus Männern, Verwandten und Freunden. Manche tragen *Gatas* mit symbolischen Wimpeln, Manche auch Blumen, aber Alle Papierlaternen: denn in Izumo werden die Erwachsenen stets erst nach Anbruch der Nacht beerdigt. Nur Kinder darf man bei Tage begraben. Der Sarg ruht, wie eine Sänfte, auf den Schultern von Männern aus der Pariafaste, deren Geschäft es ist, die Gräber zu schaufeln und beim Begräbniß Hilfe zu leisten. Zuletzt kommen die weiblichen Leidtragenden. Alle tragen weiße Kapuzen und weiße Gewänder. Man kann sich kaum etwas Gespenstischeres denken als solche Begräbnißprozession, die sich beim Schein der Papierlaternen fortbewegt. Hat man einmal einen solchen Zug gesehen, so wird er oft noch im Traum wiederkehren. Am Tempelzugang wird der Sarg auf das Pflaster gestellt und, unter klagender Musik und Herfsagung von Sutras, eine zweite Andacht abgehalten. Dann ordnet sich der Zug wieder, umkreist einmal den Tempelhof und nimmt seinen Weg nach dem Friedhof. Doch erst vierundzwanzig Stunden später wird der Leichnam bestattet; sonst könnte der tot Geklaute im Grab erwachen. In Izumo werden Leichen selten verbrannt; darin, wie in anderen Dingen, zeigt sich die Macht der *shintoisirischen* Empfindung.

Zum letzten Male blicke ich in sein Antlitz. Da liegt er auf dem Totenbett, weiß gekleidet vom Kopf bis zu den Füßen, weiß gegürtet für seine Reise ins Schattenreich. Unter den geschlossenen Lidern ist aber ein Lächeln von der selten seltsam sanften Art, wie er's hatte, wenn er die Lösung irgend eines ihm vorher unergründlich scheinenden Räthels in unserer schweren englischen Sprache erhielt. Noch süßer dünkt mich das Lächeln; wie Eines, der plötzlich aller Geheimnisse Herr geworden ist. So lächelt in dem großen Tempel von Tofoji durch Weihrauchwolken das goldene Antlitz Buddhas.

Die große Glocke von Tofoji ruft drohnend zur Totenfeier. Schlag um Schlag hallt mit ehernem Donner über den See, wogt über die Dächer der Stadt und bricht sich in tiefem Schluchzen an dem grünen Rand der Hügel.

Die *Tsuito-Kwai* ist eine ergreifende Feier voll seltsamer Ceremonien, die chinesischen Ursprunges, aber schon lange in den japanischen Buddhismus aufgenommen sind. Eine festspielige Feier; und die Eltern Hofogis sind sehr arm. Aber alle Kosten wurden durch freiwillige Subskriptionen von Schülern und Lehrern gedeckt. Priester aus allen großen Tempeln der Zen-Sekte in Izumo haben sich versammelt. Alle Lehrer und Schüler der Stadt sind in den *Hondo* des ungeheuren Tempels eingetreten und haben sich rechts und links vor dem Hochaltar auf den gestochenen Matten gruppiert. Draußen auf den Stufen stehen ihre Schuhe und Sandalen, die sie zurückschaffen mußten.

Vor dem Haupteingang, dem hohen Altar gegenüber, wurde ein neuer Butsudan aufgestellt. Durch seine geöffneten Thüren sieht man im Innern das in Gold und Lack glitzernde Jhai des toten Knaben. Auf den hohen Ständer vor dem Butsudan hat man ein Weihrauchgefäß mit Büscheln von Senko-Wurzeln gestellt. Die Totengaben liegen hier: Früchte, Backwerk, Reis und Blumen. Große Blumenvasen zu beiden Seiten des Butsudan sind mit reizvoll geordneten blühenden Zweigen geschmückt. Vor dem Honzon brennen Fackeln in schweren Mandelabern, deren Arme aus polirter Bronze die Drachensform zeigen. Aus Gefäßen, die, wie der heilige Hirsch, die symbolische Schildkröte und der sinnende Storch, an die Buddhaergeude erinnern, ringelt der Weihrauch empor. Und darüber, im Dämmerlichte der großen Nische, lächelt Buddha das Lächeln friedlichster Ruhe.

Zwischen dem Butsudan und dem Honzon steht ein kleiner Tisch, auf dessen beiden Seiten Priester knien. Zwei Reihen glänzender Kahlköpfe und die Pracht schatrlachfarbiger Seide und glitzernder Goldstickerei.

Die große Glocke hat zu läuten aufgehört; man vernimmt das Segaki-Gebet, das bei der Speisung der Geister hergesagt wird. Sonore Schläge und Klagelieder leiten die Feier ein. Der Mokugyo schlägt den Takt, der ungeheure Fischkopf aus Holz, vergoldet und lackirt wie der Kopf eines grotesk idealisirten Delphins; der Sang bringt aus dem Hokkekyo die herrliche Anrufung: „O Du, deren Augen klar sind, deren Augen gütig sind, deren Augen voll Erbarmen und Milde sind, o Du Liebliche mit Deinem hellen Angesicht, o Du mit Deinen herrlichen Augen! O Du Reine, deren Lichtglanz ohne Flecken ist, deren Weisheit ohne Schatten ist, o Du in alle Ewigkeit Strahlende, der Sonne gleich, deren Herrlichkeit keine Macht widerstehen kann, o Du Sonnengleiche in Deiner Gnadenbahn gießest Licht auf die Welt!“ Und während die Stimmen der Hauptsänger zusammenklingen, marmelt der Priesterchor in tiefen Tönen die mächtigen Strophen und es ist wie das Brausen der Meeresbrandung.

Der dumpfe Widerhall des Mokugyo hat aufgehört, der Gesang ist verstummt. Die ministrirenden Priester berühmter Tempel treten, einer nach dem anderen, an das Jhai heran, neigen sich tief davor, entzünden eine neue Weihrauchwurzel und stecken sie aufrecht in die kleine Bronzevase. Jeder spricht einen heiligen Vers, dessen Anfangston der Ton eines Schriftzeichens in dem Kaimyo des toten Kindes ist. Und diese Verse, die nach der Folge der Schriftzeichen auf dem Jhai hergesagt werden, bilden das heilige Akrostichon, das unter dem Namen „Die Worte des Dustes“ fortlebt. Dann kehren die Priester auf ihre Plätze zurück und nach einer kleinen Pause beginnt die Verlesung der an die Seele des Toten gerichteten Ansprachen. Zuerst sprechen die Schüler; je einer ward aus jeder Klasse erwählt. Er steht auf, nähert sich dem Tischchen vor dem Altar, neigt sich tief vor dem heiligen Honzon, zieht aus seinem Gewand ein Papier heraus und liest in dem hohen, singenden Ton, der beim Lesen chinesischer Texte üblich ist. So tündet jeder Einzelne die Reigung des Lebenden zu dem Toten in Worten ärtlichen Schmerzes und liebender Hoffnung. Zuletzt spricht ein sanftes Mädchen aus der Lehrerinnenbildungsanstalt; die weichen Töne ihres Mundes klingen wie Vogelgezwitscher. Nach der Verlesung wird jedes Blatt auf den Tisch vor dem Honzon gelegt; dann verneigt sich der Sprecher und geht.

Nun ist die Reihe an den Lehrern. Ein alter Mann tritt vor das Tischchen:

Katayama, der Lehrer des Chinesischen, berühmt als Dichter, angebetet als Lehrer. Und weil alle Schüler ihn lieben, wird nun das Schweigen noch feierlicher. „Hier, am dreißigzwanzigsten Tage des zwölften Monats im vierundzwanzigsten Meiji-Jahr, spreche ich, Katayama Shōtei, der in tiefer Betrübniß der Totenfeier beiwohnt, zur Seele Yokogis Tomijaburo, meines Schülers. Da ich, wie Du weißt, zweimal fünf Jahre lang in verschiedenen Zeiten Lehrer an der Schule gewesen, bin ich wahrlich nicht mit wenigen ausgezeichneten Schülern in Berührung gekommen. Aber sehr selten ist einem Lehrer gegdunt, Deinesgleichen zu begegnen. So fleißig warst Du, so achtsam in allen Dingen, so allen Kameraden überlegen durch sittsames Benehmen und genaues Beobachten aller Vorschriften; nie übertratest Du ein Gebot. In dem Lande Jhoku, weit berühmt wegen seiner Pferde, pflegte man, wenn kein Thier edelster Rasse vorhanden war, zu sagen: 'Es ist kein Pferd da.' Wir haben ja unter unseren Schülern viele prächtige Jungen, viele edle Kenner; aber den Besten haben wir verloren. Mit siebenzehn Jahren zu sterben, in der besten Lernzeit des Lebens! Von den zehn Stufen hattest Du schon sechs erklimmt. Wie traurig! Aber trauriger noch ist, zu wissen, daß Deine Krankheit durch Deinen eigenen Uebereifer veranlaßt wurde, und noch trauriger der Gedanke, daß Du, mit den seltenen Gaben Deines Geistes und Wesens, in der von Dir erwählten Laufbahn sicherlich Großes und Gutes vollbracht und dem Namen Deiner Vorfahren Ehre gemacht hättest, wäre Dir gegdunt gewesen, das Mannesalter zu erreichen. Ich sehe, wie Du Deine Hand hebst, um eine Frage zu stellen, und Dich dann über das Pult beugst, um Dir Alles aufzuschreiben, was Dein armer aller Lehrer Dir sagen konnte. Dann wieder sehe ich Dich bei den militärischen Uebungen, das Gewehr auf der Schulter, stramm aufrecht im Glied. Jetzt taucht Dein lächelndes Gesicht vor mir auf, so deutlich, als ständest Du neben mir; ich glaube, Deine Stimme zu hören, und weiß doch, daß ich Dich außer in der Erinnerung nie mehr sehen und hören werde. O Himmel, warum nahnist Du dieses knospende Leben aus der Welt und verschontest Einen wie mich, den alten, kraftlosen, siechen Shōtei, der nur noch weinen, nicht mehr nützen kann! Nur im Verhältniß des Lehrers zum Schüler stand ich zu Dir; und doch: wie groß ist mein Schmerz! Ich habe einen vierundzwanzigjährigen Sohn (er ist jetzt, weit von mir, in Yokohama); ich weiß, er ist nur ein unbedeutender Jüngling; und dennoch giebt es nicht eine Stunde, wo das Herz seines alten Vaters nicht seiner gedenkt. Was erst muß Vater und Mutter, müssen Brüder und Schwestern dieses sanften, begabten Jünglings empfinden, nun er von ihnen geschieden ist! Der Gedanke schon läßt meine Thränen fließen; ich kann nicht sprechen: so voll ist mein Herz. . . Du bist von uns gegangen! Aber Dein Ernst und Deine Güte werden nicht vergessen sein und Du wirst allen Schülern ein Vorbild bleiben. Wir, Lehrer und Schüler, gedenken in Andacht hier, mit Gebeten und Gaben, Deines Geistes. Verglücke uns, theure Seele, durch die Annahme des Geringen, was unsere demüthige Liebe deut!"

Das Schluchzen wird von dem Wiberhall der Schläge auf den großen Fischkopf übertönt, als die hohen Stimmen der führenden Sänger die Sutra vom Nirwana anstimmen, den Triumphgesang von dem Weg über das Meer von Tod und Geburt. Und unter diesen hohen Tönen erbraust ein hundertstimmiger Chor.

Lafadio Hearn.



Amerikanisches Tagebuch.*)

Wie oft, wenn ich durch die Weizenfelder und die Haferstaaten der nördlichen Prairie fuhr, endlos, Stunde auf Stunde, fast Tag auf Tag; wenn ich die Obstplantagen Kaliforniens sah mit dem Reile auf Reile wiederholten römischen Quintung; wenn Tomatenfelder von sturenlanger Ausdehnung an mir vorüberzogen oder ganze Flächen von der Größe eines kleinen Sees blaupurpurn erschienen, mit Hürden bedeckt, auf denen eine südliche Sonne Pflaumen dörkte; wenn sich in den viele Tagereisen langen Hochsteppen der Rocky Mountains aus dem einformigen Dunkelgrün des Sage brush Farmen erhoben in starker Uniformität der Anlage; wenn in der künstlich bewässerten Umgebung Denvers bis zum Horizonte sich Heim um Heim kürzlich geschnittenen Getreides erhob: wie oft habe ich in solchen Zeiten nicht aus dem Rhythmus der stampfenden Lokomotive die Worte herausgehört: Semper idem, semper idem, semper idem! Und der Rhythmus wiederholte sich; und indem er für einige Zeit mein ständiger Reisebegleiter wurde im Frieden des platten Landes wie im Lärm der Städte, hoben sich als Gegentöne leise die Klänge eines Gedichtes von Gottfried Keller, bis sie in voller Deutlichkeit aus dem wallenden Suchen des Gedächtnisses aufstiegen:

In meiner Heimath grünen Thälen,
Da herrscht ein schöner alter Brauch;
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Aehrenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sichel durch die goldne Saat.

Das sind die Burste jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zu Hauf
Und suchen den gereisten Ader
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben festgebunden
Und rasch in einen Ring gebracht;

*) Aus den Tagebüchern, die er von einer Reise durch die Vereinigten Staaten und Kanada heimbrachte, hat Weheimrath Lamprecht ein kleines, vielfach anregendes Buch gemacht, das, unter dem Titel „Americana“, im Mai bei Benzfelder in Freiburg erscheinen wird. Ein Stück daraus lernen die Leser der „Zukunft“ hier kennen.

Wie lieblich flohn die kurzen Stunden,
 Es war ein Spiel in kurzer Nacht!
 Nun wird geschwärm't und hell gesungen
 Im Garbenkreis, bis Morgenluft
 Die nimmermüden braunen Jungen
 Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Wo finde ich in Amerika der Heimath grüne Thale? Wo Nachbarsinn und Herbstesduft? Endlos, endlos ziehen sich die Aecker, von keinem Grenzstein gestört; und der jungställiche Boden trägt herb und fruchtbar Jahr vor Jahr nur eine Frucht. Da mag wohl ein Unterschied sein zwischen dem spärlichen Hafer, der dieses Jahr zum ersten Mal seit (Ja, seit wann? Seit der Schöpfung dieser Ebenen?) dem Boden aboerlangt wird, und dem schwerwogenden, unter der Last seiner braungoldenen Aeckern seufzenden Weizenfeld: im Ganzen ist der Eindruck der selbe. Semper idem! Und nicht bloß für den fremden Beobachter. Auf der kanadischen Pacificbahn bin ich mit ein paar jungen deutschen Bauern aus der Gegend von Winipeg zusammengefahren: sie suchten Neuland im Westen; ihre Farmen seien zu gut, sie hätten nichts zu thun, der Boden trüge von allein, die Sache sei langweilig; Arbeit suchend, musterten sie Stunde um Stunde die Höhe und Art des Humus, der zu beiden Seiten der Bahn sichtbar war, und stiegen endlich an einer weltfremden kleinen Station aus: da werde es eine neue Heimath, weil neue Arbeit geben. Und wo glänzen über den Feldern noch silberne Sicheln? Ungeheure Maschinen, gelegentlich mit einem Regiment von sechzehn und mehr Pferden davor, siehst Du das Land durchkreuzen; sie rafften die Frucht dahin, die bald der unförmliche Elevator der nächsten Bahnstation aufnimmt.

Kann unter diesen Umständen der trauliche Sinn des Zusammenseins, können die frohen Sitten europäischen Nachbarnanbaues gedeihen, wie sie auf uralte Flur- und Feldgemeinschaften dieser oder jener Art zurückgehen? Nichts davon: der Farmer wohnt im Allgemeinen für sich, um ihn sein Herrschaftsbereich, fern von Gemeindegenuß und Nachbar. Und er ist eine winzige Zelle jenes ungeheueren Wirthschaftskörpers der Union, dessen Leben Geld, dessen Geäder Telephon, Telegraph, Eisenbahn, dessen Herz Bank und dessen Gewissen Hauptbuch heißt.

Dennoch: wenn Du die verwitterten Gestalten allein auf weitem Felde siehst, wenn Du ihr Wesen verfolgst auf den Sonnabendszusammenkünften der nächsten Bahnstation, wenn Du sie auf dem Jagdwege beobachten kannst oder die Cowboys einer Ranchingfarm früh austreiten siehst in dem verschleierten Staube ihrer halbwildnen Herde: es liegt Poesie in diesem Leben; und so muß es seine eigenen, starken sittlichen Werthe haben: Werthe der Selbstständigkeit, des Herrensinnes, der Hingabe an das Große dieser einfachen Natur.

Aber wie sie kennen lernen? Da genügt nicht ein flüchtiger Besuch. Fest

steht mir nur Eins. Fast alle meine Kollegen in den verschiedensten Gegenden des Landes habe ich gefragt, woher das beste Studentenmaterial komme. Und die weitaus überwiegende Mehrheit hat geantwortet: von den Farmen. Die Farm ist die große moralische und intellektuelle Vorrathskammer des Landes. Und die Union ist (und wird noch viel mehr werden) ein Farmerstaat. Wer viel gefahren ist, weiß: die Farm ist der reguläre Eindruck des Landes, die Stadt Ausnahme, die Industriestadt, trotz Pittsburg und Verwandtem, Seltenheit.

Für den Historiker ist es eine wunderliche Sache, mit lebenden historischen Größen zusammenzutreffen. Als ich Bismarck zum ersten Mal sehen sollte (es war bei einer Ankunft des Kanzlers aus Bargin auf dem Stettiner Bahnhofe in Berlin in den achtziger Jahren), hatte ich mir vorgenommen, den anderen Anwesenden durch lautes Hurrarufen ein gutes Beispiel zu geben. Aber es gelang nicht. Als ich den Kanzler sah, verschlug mir die Stimme: vox faucibus haesit. Dabei ein leises zwiespältiges Gefühl. In einer Person den Träger des Genialen als einer besonderen Substanz aus transszendenten Höhen anzuerkennen, widerstrebte mir entschieden; es hat mich noch später oft in Gegenwart bedeutender Männer trotzig gemacht: nicht als ob diese Männer mir das Anerkenntniß der Transszendenz abgefordert hätten (im Gegentheil), aber ihre Umgebung brachte es ihnen entgegen; und Das ging mir gegen den Strich. Auf der anderen Seite aber sah ich in jenem Moment auf dem Stettiner Bahnhof in Bismarck so sehr den symbolischen Träger, das sinnliche Behältniß gleichsam alles Großen, das mein Volk seit einem Menschenalter erlebt hatte, daß ich am Liebsten in schweigender Ehrfurcht gekriert hätte.

Etwas davon ist mir vor Menschen, die gewirkt haben, bis heute geblieben. So versteht sich, daß ich immer alte Leute überhaupt gern aufgesucht habe als Träger von irgend etwas Vergangenen, das doch nicht bloß klein gewesen sein konnte. Und wie theuer erst sind mir Menschen gewesen, die notorisch Großes erlebt hatten! Die erste und älteste Gruppe waren da für mich, abgesehen von Ranke und meinem Vater, die noch weiter zurückreichten, die Achtundvierziger, besonders die Männer der Paulskirche. Ich habe von ihnen zwei gut gekannt, Mevissen und Biedermann. Was sie und auch ihre Zeitgenossen, so weit sie nicht Parlamentarier gewesen waren, auszeichnete, war eine besondere, rasch gewinnende und dauernd wärmende Milde. Nicht nur die Milde des Alters. Die Milde vielmehr einer Erfahrung, der Resignation. Mevissen sprach selbst von Bismarck mild und ehrfurchtvoll, obgleich er ihn im Grunde nicht mochte, — nicht mögen konnte. Es waren geistige Portraits, denen im Sinnlichen Bildnisse in jener Alles ins Gute vertreibenden lithographischen Kunst entsprochen haben würden, die die popu-

läre Bildnißkunst der dreißiger und vierziger, vielfach auch der fünfziger Jahre ausmachte.

Wie würde sich nun zu diesem Charakter der in Deutschland gebliebenen Achtundvierziger das Wesen der deutschen Männer stellen, die Achtundvierzig übers Meer nach Amerika vertrieben hatte? Unter dieser Neugier habe ich zuerst den alten Castelhun in San Franzisko aufgesucht. Ich kannte ihn in gewissem Sinn schon aus seinen Gedichten: als einen der Unentwegten, einen scharfen Kritiker des neuen Deutschlands, Jemand, der auf dem Grunde der deutschen Kultur der vierziger (allenfalls noch der fünfziger) Jahre leben und sterben wollte.^{*)} Der Eindruck war überraschend. Fast die selbe gleichsam formale Wilde der deutschen Achtundvierziger, bei aller Lebendigkeit! Kein Zweifel: Biedermann, Reuissen und Castelhun würden sich ohne Zwist verständigt haben, hätten sie sich getroffen; Differenzen des Urtheils hätte man Differenzen bleiben lassen. Dieser Eindruck hat sich wiederholt, da ich Karl Schurz kennen zu lernen das Glück hatte.

Das erste Zusammentreffen war merkwürdig genug. Ich wurde in einer Gesellschaft gefragt, was wohl die Haupteigenschaft eines Biographen sein müsse. Als ich antwortete: „Die Liebe zu seinem Helden“, tritt Jemand herzu und stellt die Frage: „Wie hat sich dann aber ein Selbstbiograph zu verhalten?“ Es war Karl Schurz, der eben an der Geschichte seines Lebens schreibt.

O könnte ich Euch doch noch vervielfältigt sehen, ihr reichen Abende, die ich bei dem Restor der deutschamerikanischen Welt zugebracht habe! Wahrlich: Schurz ist berechtigt, sein Biograph zu sein; und seine Biographie würde für einen Historiker, der vornehmlich der Kunst seines Berufes lebt, zu den schönsten Aufgaben gehören, die die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts darbietet. Welche Hintergründe: Deutschland, Spanien, eigentlich ganz Europa in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung, vor Allem aber Amerika: die Union der Zeit vor dem Bürgerkriege, der Krieg selbst, in dem es Schurz bis zum General brachte, darauf die Zeiten des Ausgleiches von Nord und Süd, wirthschaftliche Erringung des Westens, Friede und Fortschritt, Entwicklung des Wirthschaftslebens der freien Unternehmung, neue Verfassung: und neue Parteibildungen, Expansion und Imperialismus, Anfänge einer eigenen nationalen Kultur: welch eine Unsumme drängender Vorgänge, wandelnder Coulissen!

Schurz selbst lebte in den Abendstunden, die er mir schenkte, in den sechziger Jahren, in vielem Betracht ja auch seinen großen Zeiten, den Zeiten des von ihm über Alles geliebten Lincoln. Wie lebendig hat er ihn gemalt, wie fein und doch farbig einige bezeichnende Anekdoten von ihm erzählt! Von dem englischen Gesandten, der auf die feierlich überbrachte Botschaft von

*) Er ist inzwischen heimgegangen. R. I. P.

der Geburt eines englischen Prinzen mit puritanischen Bibelworten minder feierlich abgefertigt wurde. Von dem Lord, der nach einem Trip durch die Union den Präsidenten aufsucht und ihm herablassend bemerkt, in Amerika sei Manches gut, schlecht aber, daß sich die Herren die Stiefel selber pugten, und als Antwort von Lincoln die Gegenfrage erhielt: „Wessen Stiefel pugten denn die Herren in England?“ Und so weiter.

Neben den Ereignissen des Bürgerkrieges nahm Schurz gern die Indianer zum Gesprächsthema; sehr natürlich an sich: die Zeit, wo er Staatssekretär des Innern war, hatte ihn alsbald in das Problem der Verhandlung der Indianer hinübergetragen. Daneben führte ihn aber auch unverkennbare Sympathie mit den unglücklichen einstigen Herren des Landes diesen Weg. Wohlthuend berührte da, wenn er ihren Charakter rühmte. Und mit Stolz zeigte er allerlei Andenken an Häuptlinge, die er sich nicht scheute, seine Freunde zu nennen.

Zu einer der auffallendsten Erscheinungen der Union wird vielleicht bei längerem Aufenthalt der kriegerische Sinn der Bevölkerung. Freilich nicht Das, was ich militärischen oder kriegerisch-technischen Sinn nennen möchte: eine in Deutschland weitverbreitete Eigenschaft. Ich habe wiederholt Truppen der Vereinigten Staaten exerciren sehen; ich war, glaube ich, stets der einzige Zuschauer. Und doch gab es so viel zu sehen, sagte man auch nur den Rahmen des Bildes ins Auge, von den prächtigen Kasernenbauten im Einzelhäufersystem Wallburghö, die die schönsten Exercirplätze begrenzen, bis zu dem wilden Exercirplatze der Farbigenkavallerie im Josefmetthale und den schmalen Exercirräumen im Beringe der Weltausstellung von Saint Louis, auf denen, meist unter gewaltigem Hörnerschall, Infanterie und auch Marinetruppen übten. Und nun die Truppen selbst! Schmucke Kerle, gut genährt, nach körperlicher Auswahl und Beschaffenheit gewiß zum Besten fähig. Aber freilich: im Dienst ein lazes Wesen, das ein deutsches Auge beleidigt, und nur da eigentliche Aufmerksamkeit, wo sich die Uebungen dem Sport nähern. Daher weitaus das schönste Bild, das ich je gesehen, die Exercitien der Farbigenkavallerie. Da konnte ich gar nicht wieder loskommen und mein militärisches Interesse (nur das eines bescheidenen Landwehr-offiziers o. D.) schlug rasch in ein ästhetisches um, ja, in ein halb historisches. Denn sind Das nicht Gestalten, wie sie die Griechen kannten, Gestalten, die in der Verwachsenheit von Ross und Reiter die Vorstellung des Kentauren nicht nur nahelegen, nein, eigentlich unmittelbar schaffen? Es war mir eine Offenbarung gleich der, da ich am belgischen Strand zum ersten Mal von vorspringenden Dünenhügeln die Wogen steigender Fluth heranjagen sah: siehe, die Kasse Poseidons!

Sportmäßig sind auch die Uebungen in der Kriegsakademie in West Point; die kavalleristischen Leistungen treten fast in Wettbewerb mit denen eines Circus und Fußball gilt als wichtiges Erziehungsmittel. Daneben freilich in diesem Fall, für die künftigen Offiziere der Armee, eine überaus sorgfältige theoretische Ausbildung, ja, Begründung einer allgemeinen Bildung überhaupt; in einer Unterrichtsstunde, deren Inhalt ich folgen konnte, wurde sehr eingehend das Staatsrecht der Union behandelt: Wahl des Präsidenten, Technik bei der Aufstellung der Wahlergebnisse u. s. w. Die Unterrichtsweise war dabei, wie in West Point überhaupt, sehr intensiv: keine Klassen bis herab zu nur sechs Schülern; Aneignung des Lernstoffes außerhalb der Lehrstunden; diese in Vorträgen der einzelnen Schüler verlaufend, deren Themata geeignet sind, den Lernstoff nach anderen Gesichtspunkten durchzukneten als den vom Lehrbuch gebotenen. Ich bin von West Point mit hoher Achtung vor den unterrichtlichen Leistungen geschieden; eine überaus freundliche menschliche Aufnahme, die historische Bedeutung des Ortes, die herrliche Lage tragen dazu bei, meine Erinnerung an den Ort zu einer der angenehmsten des amerikanischen Aufenthaltes zu machen.

Aber, wie gesagt, an all diese Dinge ist nicht zu denken, wenn vom kriegerischen Sinn der Amerikaner die Rede ist. Sie sind, so zu sagen, nur berufsmäßige Einzelheiten der Soldarmee. Auf einen anderen Zusammenhang weist es schon hin, wenn junge Leute mir vom übermächtigen Wettbewerb der Offizieruniform in der Damenwelt berichtet haben. Die Armee ist heute beliebt; sie ist der Stolz der Nation. Und sie ist es nicht nur auf Grund von Leistungen, sondern, weil sie gleichsam ein Exponent wahrhaft kriegerischen Sinnes aller ist. Man sehe nur die Unsumme von Generalsdenkmalen, die namentlich in den Städten des Ostens und speziell des Bürgerkrieges Straßen, öffentliche Plätze und Parke schmücken. Zu Pferd und nicht bloß in der ewig repräsentativen Pose unserer Herrscherdenkmale . . . Der kriegerische Sinn der Nation aber beruht nicht so sehr auf dem sehr hoch gespannten, ja, überspannten Nationalstolz wie auf einem Gefühl körperlicher Leistungsfähigkeit, das in einem großen Theil der Bevölkerung, der des platten Landes, mit einem noch vielfach halb okkupatorischen Beruf, einem Beruf zur Herrschaft über Feld und Wald, ohne Weiteres verbunden ist und das für einen wichtigen Kreis der Stadtbewohner, nämlich die oberen Schichten, durch das Camping-, Fishing-, Hunting-Life des Sommers immer wieder erweckt wird. Es ist am Ende der Ausdruck der Thatfache, die unleugbar ist und mir auch von Karl Schurz als allgemeine Erfahrung des Bürgerkrieges bestätigt wurde, daß in dem Amerikaner ein geborener Krieger steckt, dessen Potenzen in kurzer Zeit zu soldatischen entwickelt werden können. Oder wie erklärten sich sonst die rough riders Roosevelts? Für die geringe Achtung des Technischen aber ist charakteristisch, daß Roose-

welt glaubte, im soldatischen Lehrgang etwa eines Monats ein guter Oberst werden zu können.

Diese Roombertage in New-York sind herrlich. Ewig klarer Himmel über einer Großstadt! Und welche Aussicht von meinem Zimmer im elften Stock des Manhattan-Hotels! Unter mir die breiten Massen des Centralbahnhofes, dann nach rechts und links die Straßenmenge der Riesenstadt, dahinter das blaue Wasserband des East River, Brooklyn und als Schlußdekoration die historischen Höhen der schönen brooklyner Parke. Dazu ein Saufewind, der Alles wegfeht, was den Dunstkreis einer Weltstadt ausmacht, der an den Läden meines Thurmgemaches eifertig rüttelt, ohne doch das Stahlskelet des Hauses auch nur im Geringsten ins Schwanken zu bringen. Wie verführerisch dieser Morgen! Lebe wohl, Philisterplan, ins Metropolitan Museum zu gehen, lebe wohl, peruvianische Keramik! Der Listjunge, ein Kanadier, rät in einem archaischen Französisch zu Battery Park und Freiheitsstatue. Gut!

Der Lotterweg der Fünften Avenue, der Leidensweg des Broadway hinter mir; vor mir hüpfende Wellen. Ein kleines Dampfboot trägt zur Libertyinsel, zur Statue; unterwegs herrlicher Blick den Hudson auf- und abwärts und nach New-York; dazu amerikanische Vaterland- und Freiheitlieder im Klingklang einiger düstigen Instrumente: ich unterscheide *My country 'tis of Thee* und *While we were marching through Georgia*.

Die Statue ist eine Freude. Wie ist sie in den Raum komponirt! Das Verdienst, kein geringes, wird mir erzählt, gehört den Amerikanern. Frankreich hat nur die Statue geschenkt; der Sodel (und Das heißt: Architektur und Maßverhältnisse des Ganzen) ist amerikanisch. Schärft der große Raum auch die Raumanschauung, hier möchte man fast sagen: die Raumempfindung?

Ich gehe mit einer kleinen Gesellschaft junger Leute den Weg zur Statue und in der Statue empor bis zu den Aussichten, die zu den schönsten New-Yorks gehören. Einer der jungen Männer ist Arzt in Kalifornien, hat in Deutschland studirt, nennt auch einzelne Universitäten und mit dem Namen, zum Theil sogar der Person nach bekannte Professoren: und trägt den Leuten vor, wenn man die Professoren in Deutschland nicht als Geheimräthe titulire, solle man durchs Examen. Soll ich dazwischen reden? Ich fange ein anderes Gespräch über beliebige Materien mit der Gesellschaft an, suche möglichst lebenswürdig zu sein und bemerke schließlich an passender Stelle, rasch darüber hingleitend, ich sei deutscher Professor und sogar auch Geheimrath. Man lächelt; ich bin verstanden. Und als nun ein besonders unbedachter Jüngling fragt, ob denn in Deutschland Examengefahr bestehe, wenn u. s. w., habe ich leicht, mit schlichtem Nein glaubhaft abzulehnen. Aber wie mochte der Kalifornier zu seiner Auffassung gekommen sein? Ein Bischofen via Mark Twain? Jedenfalls bona fide. Der deutsche Freiheitbegriff hat manchmal sonderbare Facetten.

Wir steigen hinab; ich bleibe allein. Da drüben die nächste Insel in eiförmigem Blau ist Ellis Island. Da sitzen die Einwanderer und werden auf Herz, Nieren und Geldbeutel geprüft, ehe man sie ins Gelobte Land der Union einläßt. Ob sie auch über Geheimrathstittelrathseln brüten? Zollrevision, Gesundheitlegitimation, Auswandererprüfung: Das sind Dinge, über die Jeder, der in New-York landet, eigene Geschichten hat. Denn bei diesen Gelegenheiten wird zugefaßt; und wo die amerikanische Verwaltung wirklich zufaßt, faßt sie kräftig. Mit Hundertdollarstrafen ist in New-York und anderswo sogar das Auspeien in den Straßenbahnwagen verboten.

Mich erinnert das Alles an die Hanse und an die Nachfolgerin der Hanse in einem spezifischen Charakter von Gebot und Verbot im deutschen Norden, an die preussische Verwaltung: die haben verwandte Begriffe von obrigkeitlicher Banngewalt gehabt und haben sie noch. In Amerika kann man Das koloniale Freiheit nennen.

Und wie stehts mit dem lieben Deutschen, der sich in der Neuen Welt der Lebensweisheit Bishers erinnert:

Doch dem Viehern ist's zu gonne,
 Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
 Daß er in sich geht und denkt,
 Wo man einen Guten schenkt?

Glaube ja nicht, daß Du Dich in der Kneipe in germanischer Willkürwahl hinsetzen kannst, wohin es Dir beliebt; der Kellner wird Dir den Ort zeigen, wo Du sitzen sollst. Und bist Du etwa so ein deutscher Eigenbrötler, der sich nicht fügt und im Schatten der Kneipe wie ein alter Germane sitzen will, ut fons, ut nemus placuit: so wirst Du vom Kellner schlecht bedient werden. Und nun gar die alkohollosen Kneipen, die (um mich pariserisch auszudrücken) Duvals für Kaffee, Tee, Kakao und andere „sterke Dranken“ mit Frauenzimmerbedienung! Da sperren die Kellnerinnen womöglich die Hälfte der Sitzbänke, weil ihnen sonst zu viel Lauferei entstehen würde: und Du wirst als neuer Ankömmling an die Lueue der Sämausenden angeschoben (beinahe hätte ich geschrieben: anrangirt, wie ein Güterwagen auf der Bahn). Und Das sind nur Erfahrungen in Auswahl. Ganz durchweg lebt der Amerikaner unter dem absoluten und, von unten her betrachtet, sehr aufgeklärten Absolutismus all Derer, die da Diener heißen. Die Ueberschrift aber zu diesem Kapitel, dessen Schluß eine Jeremiade über das Dienstoffenelend sein würde, über die Stellung Derer, die man in prähistorischen Zeiten Hausgefinde nannte, kann weitaus am Besten lauten: demokratische Freiheit.

Jetzt aber fahre ich, erst spät am Nachmittag, aus all der sonnigen Wärme von Liberty Island heim: vor mir das großartige und doch wunderliche Panorama New-Yorks. Da steigen sie auf, all die Skyraper: hinweg über das gemeine Häuserpaß, lustig und doch fest, und suchen den Himmel.

Aber aus der zerrissenen Silhouette steigt mir auch ein anderes Bild auf; langsam geht es aus den gegebenen Massen und Umrissen hervor, wie in Nebelbildern eine Lenzeslandschaft aus herbstlichem Gemälde: und nun weiß ich, was es ist. San Gimignano, Du tropisches Lufterneß, wie kommst Du hierher? Aber das Bild weicht nicht, wie ich es einstmals gesehen: der lange Berggrücken gegen einen Horizont, an dem dunkle Wolken einer Burrasca drohen, deren Blitze in wenigen Minuten zucken werden, und zwischen Berg und Himmel, wuchtig auf die Erde aufgestemmt, die Mauer des Städtchens; darüber hin die, irre ich nicht, dreizehn fünf-, sechs- und siebenstöckigen Türme der Geschlechter, die einst hier hausten, sich von den Bauern ringsum mit den Gaben der Theilbauwirtschaft füttern ließen und unter einander Montecchi und Capuletti spielten. Und nun weiß ich, was Du in diesem Zusammenhang willst, Du einzig erhaltener Typ der frühmittelalterlichen Stadt Italiens, Du Geschlechterzwingburg naturalwirtschaftlicher Zeiten, die Du in Deinen Thürmen und Deinen Weinkellern und Getreidescheuern den sauren Schweiß des Landmannes sammeltest. Gleich Deine Thürme nicht den Skyscrapern da drüben, in denen bis zum vierundzwanzigsten Stockwerk die Schreibmaschinen rasseln? Und würden Deine Keller und Scheunen nicht heute Banken und Engrosmagazine sein? New-York das San Gimignano der Gegenwart; seine Bankiers und Großhändler die Montecchi und Capuletti von heute; das ganze Unionsgebiet das Theilbaufeld, aus dem Reichthum um Reichthum in der Empire city zusammenströmt; danach Alles geformt, geregelt, verwaltet, eingerichtet, sogar gebaut: Das ist des Räthfels Lösung. Und wie würde man das System im Ganzen taufen? Im Mittelalter hieß es libertas nobilium, heute heißt es kapitalistische Freiheit oder liberty der captains of industry.

Doch nun, in den vom Verkehr durchbrauten Straßen New-Yorks, wollen wir nicht vergessen: über Alledem schwebt schützend noch immer mit gelegentlich doch recht scharfen Fängen der amerikanische Nar: die große Freiheit, wie sie Penn verstand, wie die Utoordern der Revolution sie erfaßten und erkämpften: die Freiheit der Verfassung.

Achter November 1904. Das Schiff geht mit Verspätung ab. Gründe? Es ist Präsidentenwahltag; man hört, nicht wenige Jahrgäste verzögerten ihr Eintreffen, um erst zu wählen. Das nenne ich Wahlpflichteifer!

Nun ist die Hudsonbarriere passirt; langer Aufenthalt wegen eines Zwischendeckspassagiers, der sich bald nach der Abfahrt erschossen hat. Verhandlungen deshalb noch mit amerikanischen Behörden. Und im Gesprächsstoff streiten sich der Selbstmörder und der künftige Präsident der Vereinigten Staaten um den Vorrang der Reistbegünstigung. Die Nacht ist mild.

Was lasse ich doch Alles in Amerika zurück und was nehme ich Neues mit fort! Viel gelernt; wichtiger vielleicht noch: viel verlernt. In Beurtheilung von Verfassungdingen bin ich ein Anderer geworden. Auf diesem Gebiete pulst in den Vereinigten Staaten ein neues Leben, ein eigenes Leben: und packt mit unsichtbarer Gewalt. Ich hatte kaum mit Jemand über Politik gesprochen; mich nie expressis verbis nach ihren Materien erkundigt. Die Lust schon lehrt. Das ist ein unioersalhistorischer Gewinn im Ablauf der Völkergeschichte, den die Neue Welt sich gut schreiben darf.

Man spricht immer nur von den Schäden des amerikanisch-politischen Lebens, Wahlbestechung, Kämterambitus usw., von Entwicklungskrankheiten, die das sittliche Niveau nur rigen, nicht drücken. Wie sollen Institutionen, die demokratischem Leben auf engbegrenztem Raum ursprünglich angepaßt waren, ohne Schäden auf die heutige Weiträumigkeit übertragen werden? Aber der Amerikaner will es. So wird ein Wahlrecht zum Schemen, das ursprünglich auf die persönliche Kenntniß von Wählern und Gewählten aufgebaut war, und zum Miethlingwesen ein Beamtenthum, für dessen Ernennung dem Präsidenten die ursprünglich geringe Ausdehnung der Verwaltung (und darum die geringe Zahl der Beamten) die Möglichkeit gewährte, die meisten zu höheren Ämtern berufenen Kandidaten persönlich zu kennen. Und ist man nicht in heißer Arbeit, zu bessern, und hat man nicht den Vortheil, bei der Autonomie sehr verschiedenartigen Verfassungslebens in Union, Staaten, Counties und Städten dazu sehr verschiedenartige Experimente machen zu können? Schon ist viel erreicht; und Garfield starb nicht umsonst den Märtyrertod.

Allerlei neue Bekannte, meist Deutsche. Hurra: es geht der Heimath zu.

Auch diesmal wieder das Garlückenmäßige über dem Golfstrom. Es riecht ordentlich nach Hauswäsche. Die Fernen düstlich, bald dunstig. Wunderbare Feuersbrunst des Sonnenunterganges. Wir haben Marconi-Verbindung. Ueber die Präsidentenwahl noch nichts Sicheres. Thörichte Gerüchte über Port Arthur: sollte es schon gefallen sein? Betten; allerlei Wettergerede und ein Hin und Her um die Tagesknotenzahl des Schiffes.

Dreizehnter November. Dies also war Sturm. Angebliche Windstärke 9; immer nur Gerüchte, die umlaufen wie der Schwarze Peter in einer Kindergesellschaft. Ich gehöre zu den Wenigen, die diese Nacht geschlafen haben. Man beruhigt: das Schlimmste sei vorbei. Ich wende mich an die sauberste Autorität, den Arzt, der es wissen muß: das Centrum des Sturmes ist passiert.

Und nun am Heck des Schiffes zu stehen! Unser „Kaiser Wilhelm II.“ marschirt durch diese empöerte Wasserwelt mit der Biederniß des treuen deutschen Hundes auf Dürrers „Ritter, Tod und Teufel“: forcht sich nit. Die Maschinen arbeiten, wie am ersten Tage, in gespensterhafter Schnelle. Was schadet's, daß Himmelswasser und Meeresdunst vermischt in sie schlagen! Und

ich stehe am Heck, fliege auf und nieder, und wenn das Schiff eins der Wellengebirge genommen hat und in eins der Wellenthäler gedrängt wird und die beiden Schrauben sich hinten ein paar Sekunden in der Luft drehen und das Schiff aufbrüllt in einem eisernen Geheul gleich hundert Löwen: da geht in mir ein leiser, stiller Rhythmus von alten Erinnerungen und verdichtet sich zum vollen Gesang: *Μολὼν εἰς Βάρη, κ' οὐδὲν ἄνθρωπον δεινότερον ἄλλει.* Das ist es: mit Sophokles' unsterblichen Versen verschlingen sich die herben Töne Mendelssohns, — und ich bete an, was Natur heißt und menschliche Herrschaft über sie.

Wie behaglich bei diesem Aufruhr in der Kabine! Licht und elektrischer Ofen. Stille und einziges Zeitmaß der Rhythmus des Wogendranges gegen das Fenster. Vor mir steigen die new-yorker Tage auf. Die Liebe Unbekannter zu mir. Das Glück eines Namens, den Dieser und Jener kennt. Die Ehrenpromotion in Columbia University, der Stolz, als es hieß, Karl Lamprecht, ein Deutscher von deutschen Eltern nach Geburt und Blut: so lange man weiß von deutschem Geschlecht. Nichts rührender als alte Formeln mit junger Wirkungskraft. Die Zuorkommenheit, die freundschaftliche Hilfe der Kollegen und der väterliche Ernst des Präsidenten. Der Abend im Deutschen Verein in Columbia. Wie war es leicht, zu sprechen, wo Jedermann verstand, sprachlich und tausendmal mehr inhaltlich! Und wie Viele sahen eben in Leipzig ihre geistige Heimath! Bin ich alles Dessen werth gewesen? Jeder Deutsche im Ausland hat zugleich eine Mission seines Volkes zu erfüllen; sonst müßte er manchmal schamroth werden.

Nichts großartiger als der Anblick des dünnenden Meeres nach Sturm: der Natur, die sich nach Zornesausbruch zu fassen sucht. Tausend Wirbel aus drohender Tiefe, Farben des Wassers wie bei großer Kälte, Gischt oben drauf: eine Oberfläche wie von Schollen drängenden Eises. Und nun die aufblitzenden Lichter vom neuen Sonnenstrahl und leuchtende Fernen hier und da, am Horizont in den Himmel verlaufend. Allumfassende Natur! Kann es einen schöneren Tod geben als den auf hoher See? Und bist Du doch nicht wieder eng und klein gegenüber der Menschheit? Einen neuen Kontinent der Menschheit bereist zu haben: Das ist doch höchster amerikanischer Gewinn.

Vierzehnter November. Neue Marconiverbindung: Roosevelt. Keinerlei Aufregung; man mußte es vorher.

Englische Küste, feine, scharfe Streifen an stahlgrauem Horizont. Jede wohl, Amerika! New-York ist nicht Rom und das Reservoir im Centralpark ist nicht die Fontana di Trevi. Und dennoch . . . dennoch . . . Auf Wiedersehen!

Etherbourg-Paris. Welche klappernden Eisenbahnwagen! Und Schmutz überall im Vergleich zu Amerika. Aber die Anlage der Champs Elysées wird von keiner Weiträumigkeit der Neuen Welt übertroffen.

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.



Salpeter.*)

Im Litoral beginnt die Salpeterregion von Chile, die sich im Norden bis zu den von Chile okkupierten Provinzen Lata-Arica erstreckt. Es ist eine Wüste, in der vielfach auch Metallbergbau vorkommt, die aber durch die Salpeterindustrie ihr besonderes charakteristisches Gepräge erhält. Um diese Industrie zu studiren, kann man natürlich nicht all die zahlreichen, zum Theil schwer zu erreichenden Salpeteroffizinen einzeln besuchen. Das hätte auch wenig Zweck, da in der Hauptsache eine Offizin der anderen gleicht; nur sind die neueren moderner und vielfach praktischer eingerichtet als die älteren. Ich hatte mir für meine Studien die im Hinterlande von Tokopilla liegenden neuen großen deutschen Salpeterwerke von Sloman & Co und der Aktiengesellschaft „Deutsche Salpeterwerke“ zur Besichtigung gewählt und hatte es nicht zu bereuen. Ich hätte eben so gut die Salpeterwerke bei Laltal, insbesondere das dortige deutsche Salpeterwerk, oder die Gegend von Zanique und Pisagua besuchen können, wo die meisten Salpeteroffizinen liegen, freilich auch meist ältere Werke und meist englischer Besitz. Die Besichtigung der Werke bei Tokopilla bot den großen Vortheil, daß ich dort die größten und modernsten Salpeteroffizinen Chiles, die jetzt bei neuen Anlagen vielfach als Muster dienen, deutschem Kapital gehören und ganz deutsche Verwaltung haben, sehen konnte. Se-

*) In den „Berichten über Handel und Industrie“, die im Reichsamt des Innern zusammengestellt werden, hat (in den Heften vom dreißigsten Dezember 1905 und vom fünfzehnten März 1906) der Handelsfachverständige bei dem Kaiserlichen Generalkonsulat in Valparaiso (wie ich höre, der jetzt in Erlangen als Privatdozent thätige Dr. Gottfried Zoepfl) über seine Reise durch das nördliche Chile, Bolivien und Peru und über das Kartell der chilenischen Salpeterindustrie Berichte veröffentlicht, die mir geeignet scheinen, einen großen Leserkreis zu interessieren. Da ich in der Presse bisher nichts darüber fand, will ich einige Fragmente aus den (sehr ausführlichen und lehrreichen) Berichten hier abdrucken, die der kapitalistisch in der Salpeterindustrie Beteiligte und der durch Neigung zu solchen Fragen Bezogene freilich im Zusammenhang lesen muß. Salpeter wird als Düngemittel für Getreide, Kartoffeln und Zuckerrüben (im Ganzen 920 000 Tonnen im Jahr 1904) und für die Chemische Industrie (Pulver, Schwefelsäure, Salpetersäure, Kalisalpeter; 1904 waren 200 000 Tonnen) gebraucht. Die europäische Landwirtschaft hat für die 920 000 Tonnen (à 200 Mark) 184 Millionen Mark gezahlt, in einem Jahr also, weil der Preis vom Kartell erhöht worden war, einen Mehraufwand von 55 Millionen den Kosten der Produktion hinzuzurechnen gehabt. Da handelt es sich also um sehr beträchtliche Interessen. Deutschland hat nach Zoepfls Berechnung 36 Millionen jährlich mehr zu zahlen. Da wir jetzt ja eben sehen, wie schwer es ist, solche Summe durch neue Steuern aufzubringen, ist es eigentlich seltsam, daß von diesem geglückten Ausbeutungsversuch eines ausländischen Trusts so wenig geredet wurde. Das Unternehmen verdient nicht weniger Tadel als der viel öfter angegriffene Petroleumtrust Rockefeller's. Die meisten Schiffe, die Salpeter nach Europa bringen, fahren unter englischer Flagge; doch wird ein Theil der Märkte auch von deutschen Rhedern und Händlern versorgt. Zoepfl erwähnt, daß von 100 ausreisenden deutschen Segelschiffen 31, von 100 nach Europa heimkehrenden 42 im chilenischen Salpetergebiet ihre Fracht suchten und fanden. Auch ein Symptom von der Bedeutung dieses Handels.

sonderes Interesse bieten diese Werke auch noch dadurch, daß sie die ersten sind, die Wasserkraft und Elektrizität als Betriebskraft benutzen.

Lotopilla mit seiner ruhigen und soliden Abwicklung der Geschäfte, welche die Deutschen Salpeterwerke und deren Agenturen im Hafen beherrschen, bildet einen gewissen Gegensatz zu dem an eine Goldgräberstadt erinnernden Antofagasta. Der Loto, wie die Gegend von Lotopilla heißt, ist ein Centrum deutschen Unternehmungsgeistes, wie es sonst an der Westküste nicht mehr zu finden ist. Die Eisenbahn freilich von Lotopilla hinaus nach der Salpeterpampa ist, wie fast alle Privatbahnen im nördlichen Chile, in englischen Händen. Durch diese Eisenbahnen, die einen Werth von 150 Millionen repräsentieren mögen, hat England allein schon einen Vorsprung in seiner wirtschaftlichen Stellung und in seinem Fortschreiten im nördlichen Chile. Dazu kommt, daß auch die Salpeterindustrie und der Bergbau im Norden, namentlich in der Gegend von Iquique, weit überwiegend in englischen Händen sind. Es ist gewiß sehr erfreulich, daß das deutsche Kapital sich noch rechtzeitig den jetzt so außerordentlich ergiebigen Salpeterunternehmungen zugewendet hat; die deutschen Unternehmungen sind auch die größten und wohl best eingerichteten und bestverwalteten in Chile überhaupt, aber der Zahl nach sind sie nur gering im Vergleich mit den englischen. Daß deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist sich bisher wenig für Chile und für das ganze pazifische Südamerika interessiert haben, ist notorisch. Nicht eine einzige Eisenbahn in dem ganzen pazifischen Küstengebiet Südamerikas ist in deutschen Händen; nicht einmal eine einzige größere Mininggesellschaft in all diesen mientreichen Ländern kann deutsch genannt werden, wenn man von der süddeutschen Mininggesellschaft in Chuquiaguillo bei La Paz abstrahiert, die Goldwäscherei betreibt.

Im Punkte der Rentabilität kann man sich wohl kaum etwas Idealeres denken als große Salpeterunternehmungen, wie etwa die von Lotopilla, bei den gegenwärtigen Salpeterpreisen. Freilich hat die Salpeterindustrie auch schon schlechtere Zeiten gesehen; aber die Preise sind jetzt so abnorm günstig, daß ein heute errichtetes Salpeterwerk die sämtlichen Millionen für die Anlagelosten der Offizin in höchstens zwei Jahren aus dem Reingewinn der Salpeterproduktion abschreiben kann, wenn es im ersten Jahr auf entsprechende Dividende verzichtet. Ein unter so günstigen Verhältnissen arbeitendes Salpeterwerk hat einen Reingewinn von etwa 40 Pence per Tonne Salpeter ab Offizin. Eine Besonderheit deutscher Werke bei Lotopilla ist die weitgehende soziale Fürsorge und die strenge Zucht, mit der nicht nur die Arbeit, sondern auch das Leben der Beamten und der Arbeiter geregelt wird. Die deutsche Auffassung vom sozialen Staat, im Gegensatz zur englischen vom bloßen Rechtsstaat, spiegelt sich ganz klar selbst in der Salpeterwäshe in dem Unterschiede der Verwaltung der deutschen Salpeteroffizinen bei Lotopilla und der englischen bei Iquique. Im Allgemeinen lebt man ja in einer solchen Salpeteroffizin mitten in der Wüste wie auf einem Schiff mitten im Ozean. Der Administrator hat Kapitansrechte; man versammelt sich zu bestimmten Stunden zu den Mahlzeiten im Verwaltungsgebäude und das Kampamento, wo die Arbeiterchaft mit ihren Familien lebt, ist ein streng getrenntes Zwischendeck. Auf den englischen Offizinen im Norden geht es freier zu; dort giebt es außer den Kampamentos im Bereich der Offizin die sogenannten Pueblos, kleine Dörfer, die neutrales Gebiet bilden. Auf den deutschen Offizinen sind diese nicht gestattet; hier ist Alles streng administrativ geregelt. Dafür haben hier die großen Offizinen ihre Kirche, Schule, Arbeiter-

kasino mit Bibliothek und eine Reihe sonstiger sozialpolitischen Einrichtungen. Trotzdem leben die Beamten bei der immer mehr um sich greifenden sozialdemokratischen und anarchistischen Propaganda wie auf einem Pulverfaß. Dieser Vergleich gewinnt noch an Bedeutung, wenn man erwägt, daß die großen Vorräte an Salpeter leicht entzündlich und explosibel sind und daß sie nicht einmal mit Wasser gelöscht werden können. Dem großen Gewinn der Salpeterindustrie steht also auch wieder eine beträchtliche Aufopferung gegenüber, die dieses Leben in der Wüste erheischt. Auf den großen Oasinen sind Laboratorien eingerichtet, in denen fleißig wissenschaftliche Versuche gemacht werden.

Die chilenische Salpeterindustrie, die sich zu einer Weltindustrie entwickelt hat, ist in einem Kartell organisiert, das sich „Combinacion Salitrera“ nennt. Gelingt es der organisierten Industrie, den Preis für das spanische Quintal (= 46 Kilogramm) Salpeter um 1 Schilling höher zu halten, so bedeutet Das für die deutsche Landwirtschaft und die deutsche Chemische Industrie bei deren Verbrauch von ca. 600 000 Tonnen jährlich eine Mehrbelastung von ca. 12 Millionen Mark jährlich. Da die chilenische Salpeterindustrie früher auch bei wesentlich niedrigeren Preisen als den jetzigen prosperiert hat, bei der Hälfte der heutigen Preise noch existieren konnte und neuerdings (1904 und 1905) bei einem Preisaufschlag von 3 Schilling gegen 1900 außerordentlich hohe Gewinne machte, so beginnen jetzt auch die Salpeterkonsumenten sich für die Lage der Salpeterindustrie und für die Zukunft des Salpetermarktes mehr zu interessieren. Rechnet man für das Quintal den im letzten Jahr auf dem europäischen Markt erzielten Preis von 10 Schilling oder rund 20 Schilling pro 100 Kilogramm oder 200 Schilling pro Tonne, so zahlten allein schon die europäischen Konsumenten für ihren Jahresverbrauch von 1 200 000 Tonnen nicht weniger als 224 Millionen Schilling oder rund 220 Millionen Mark. Die Preisdifferenz von 3 Schilling bedeutet für den Weltkonsum von Salpeter im Jahre 1904, nämlich 36 Millionen Quintal, eine Mehrbelastung von 108 Millionen Schilling und das deutsche Volkseinkommen hat in Folge dieser Preissteigerung für Salpeter eine jährliche Mehrausgabe von 36 Millionen Mark zu leisten. Vom Standpunkte deutscher Wirtschaftspolitik aus darf man diese Tatsache, die auch die Erzielung einer passiven Handelsbilanz mit Chile zur Folge hat, nicht unbeachtet lassen.

... Die Auffindungen von Salpeter in anderen Theilen der Erde, besonders in der Sahara und in Kalifornien („Thal des Todes“), haben sich bis jetzt noch als ungefährlich erwiesen, weil die Ausbeutung dieser Lager durch den Bau von Industriewerken, Häfen und besonders durch Eisenbahneinrichtungen, die in Chile schon bestehen, theurer sein würde, als die Salpeterproduktion in Chile ist. Für die Ausbeutung der kalifornischen Salpeterlager ist übrigens im Jahr 1904 eine Gesellschaft gegründet worden. Wichtiger wird wohl die Ausbeutung der bedeutenden Salpeterlager werden, die neuerdings in Peru entdeckt worden sind. Der peruanische Staat hat übrigens bereits seine Hand auf die Terrains gelegt und ein Gesetz erlassen, wonach alle Salpeterfelder in Peru Staatseigentum sind, das nicht in Privatbesitz übergehen kann. Auch bei Erschöpfung der Salpeterlager Chiles wären also noch nicht alle Quellen versiecht. Dann würden, falls man noch auf natürlichen Salpeter angewiesen ist, die Salpeterlager, die jetzt nicht ausbeutungsfähig sind, rentabel werden, auch wenn ihr Rohmaterial, wie das in Kalifornien, nur 10 Prozent Salpeter enthält. Auf dem chilenischen Salpeter liegt übrigens ein Exportzoll, der sehr beträchtlich ist und in anderen Gegenden wegfällt.

Der Salpeterkraft hat mit seinen hochgehaltenen Preisen das Streben nach der Herstellung künstlichen Salpeters und der Salpeterjurrogate wesentlich gefördert und die Konkurrenz dieser Artikel bewirkt jetzt schon, daß die Combination wohl kaum über einen Preis von 8 Schilling pro Quintal (Hafen Chile) hinausgehen kann, ohne Märkte zu verlieren. Diesen Preis hat aber die Combination schon überschritten (November 1904: 8,1½ Schilling) und damit in ihrer Preispolitik wohl Alles erzielt, wozu ihre straffe Organisation und tüchtige Leitung sie befähigte. Die früheren Versuche zur Kartellirung der Salpeterindustrie in den Jahren 1884, 1891 und 1896 hatten wegen Uneinigkeit und Unzufriedenheit der leistungsfähigen Werke stets nur kurzen Bestand. Das jetzige, im Jahr 1900 begründete „Convenio“ der Salpetercombination, das sich auf fünf Jahre erstreckt, regelt nur die Produktion durch Zuteilung einer Exportquote an jede der ihr angeschlossenen Salpeteroffizinen „Oficinas“ werden die einzelnen (in der Technik übrigens höchst einfachen) und gleichförmigen Salpeterauslaugungsbetriebe genannt. Die Einzelheiten des Convenio-Vertrages haben die Tendenz, keine Störungen der Produktionsregulirung aufkommen zu lassen, die mit dem System der Exportquoten durchgeführt wird. Die Produktionsbedingungen der einzelnen Offizinen, die sich der Combination anschließen, werden durch eine Kommission abgeklärt, die den Gehalt der Salpeterterrains prüft, die Leistungsfähigkeit des Maschinenhauses, den Kubikinhalt der Kühlschiffe u. s. w. feststellt und die Exportquote der Offizin bestimmt oder vorschlägt; dann erst folgt die Probeleistung, bei der die Offizin natürlich mit voller Kraft arbeitet, um eine möglichst hohe Quote zu erreichen. Im ersten Jahre darf die neu aufgenommene Offizin ihre volle Quote ausarbeiten, während im Uebrigen die Produktion von der Combination dadurch regulirt wird, daß von den ursprünglich für die Dauer des fünfjährigen Vertrages zugesprochenen Quoten Abzüge in Prozentsätzen gemacht werden, um den während dieser fünf Jahre auftretenden Bedürfnissen des Marktes besser entsprechen zu können und um die Angliederung weiterer, besonders neugegründeter Offizinen während der Dauer des Convenio zu ermöglichen. Die Quote ist also das feste, der Abzugsprozentfuß das bewegliche Element in der Produktionsregulirung.

Der Salpeter ist ein Saisonartikel (weshalb ja auch das Salpeterproduktionsjahr nicht mit dem Kalenderjahr zusammenfällt); er ist ferner wegen der vielen die Marktpreisschwankungen beeinflussenden und nicht voraussehenden Faktoren (Wetter, Saat, Bedarf anderer Märkte u. s. w.) ein sehr unsicherer Saisonartikel. Deshalb wird in Salpeter viel gespielt und spekulirt. Es giebt Offizinen, die mit ihrer ganzen Produktion spekuliren, also Alles auf eine Karte setzen. Solide, gut geleitete Häuser spekuliren wohl auch, aber in mäßigen Grenzen. Daß die Spekulation, besonders die des Zwischenhandels, mit kostspieliger, Zinsverlust bringender Einlagerung der Waare verbunden ist und dadurch den Artikel auch an sich schon vertheuert, ist ein Schade, den, wenn die Operation gut geht, der Konsument zu tragen hat. Bestrebungen, den Zwischenhandel ganz auszuschalten und das Produktionsartell zu einem Handelskrust zu erweitern, um den bedeutenden Gewinn des Handels den Produzenten zu erhalten und noch festere Grundlagen für die Produktionspolitik zu schaffen, werden besonders von englischen Firmen in der chilenischen Salpeterindustrie vertreten; die deutschen Unternehmungen sind dagegen, weil sie mit den großen deutschen Salpeterhandelskäufern in Valparaiso und Hamburg einen auch auf das Kapital sich erstreckenden „Concern“ bilden.

Mit 74 Offizinen und mit einer Gesamtquote von 30393000 Quintals hatte die Combination der Salpeterindustriellen im Jahr 1900 ihre Thätigkeit begonnen. Im Jahr 1906, nach Fertigstellung der 19 im Bau begriffenen Offizinen, wird die Combination am Ende ihres fünfjährigen Convenio 58 Offizinen mehr aufweisen als zu dessen Beginn und eine um 46536000 Quintals höhere Produktionsquote, also 76929000 Quintals. Man wird sehr große prozentuale Abstriche machen müssen, um eine dem Markt entsprechende Exportquote zu erhalten. Die Salpeterassoziation rechnet für 1907 mit rund 160 Offizinen und rund 100000000 Quintals Produktionsquote. Dem gegenüber steht ein Konsum, der (1905) 33798013 Quintals betrug, sich seit 1900 ziemlich stabil zeigte und im Jahr 1906/07, wenn kein Krieg kommt, keine Zuckerkrise eintritt und sonst Alles normal geht, vielleicht einige 40 Millionen Quintals betragen wird. Also müßten 60 Millionen Quintals von den 160 Offizinen zugeworfenen Produktionsquoten, fast zwei Drittel, wieder abgestrichen werden, was doch wohl bedeuten würde, daß die Organisation der Salpetercombination an das Ende ihrer Wirksamkeit gelangt wäre. Praktisch wichtig und ausschlaggebend für die Abwendung einer schweren Krise der Salpeterindustrie ist nur die Vermehrung des Salpeterverbrauchs und die Gewinnung neuer Märkte durch energische Propaganda. Die durch das Permanent Nitrate Committee in London und die Delegationen der Asociacion salitrera in allen wichtigen Absatzgebieten der Salpeterindustrie verursachten und von der Combination proportional getragenen Propagandakosten beziffern sich jetzt schon auf rund 50000 £ jährlich, wovon auf den Etat des Komitees allein 32000 £ kommen; in Deutschland werden pro Tonne abgesetzten Salpeters 19,8 Pfennig Propagandakosten bezahlt. Der chilenische Staat gab früher einen beträchtlichen Zuschuß und soll jetzt um größere Hilfeleistung angegangen werden. Die Angestellten der „Asociacion“ auf fremden Märkten pflegen den Erfolg der Propaganda zu konstatieren und die Aussichten des Konsums als aussichtreich hinzustellen; sie dürfen auch wohl auf weitere Erfolge rechnen. Ob es aber gelingt, den Verbrauch so zu steigern, daß er der außerordentlich großen Mehrproduktion der nächsten Jahre entspricht, erscheint doch sehr fraglich.

Die Combination hat nicht nur durch die Erhöhung der Unternehmergewinne, sondern auch durch die Steigerung der Produktionskosten und Löhne den Preis hinaufgetrieben. Auch die mit schlechtem Saliche (Mineral), schlechter Einrichtung und Verwaltung arbeitenden Fabriken wollten ja ihre Quote exportieren; und die Arbeiter mußten, daß die Unternehmer reichlich genug verdienen, um auch übertriebene Lohnforderungen bewilligen zu können. Das Suchen nach den günstigsten Produktionsbedingungen in freiem Wettbewerb (ohne garantierte Exportquote) würde die Salpeterindustrie spornen, in technisch-ökonomischer Beziehung noch rationeller als bisher zu arbeiten. Die Arbeiterschaft, die jetzt die Unternehmer mit ihren Ansprüchen beunruhigt, wäre auf eine Anzahl von Betrieben, die jede Gewinnchance ausnützen müssen, angewiesen und könnte unsinnige Ansprüche nicht durchsetzen; die Verkehrsunternehmungen und alle übrigen Hilfeinrichtungen würden zur höchsten Leistungsfähigkeit genötigt. Die Staatsregierung, die für die Salpeterindustrie im fernen Norden von Chile noch wenig thut, obwohl sie beinahe von den Salpeterexportzöllen lebt, müßte an der Herstellung günstiger Produktionsbedingungen mitwirken und könnte vielleicht sogar dahin gebracht werden, die Exportzölle herabzusetzen.

Selbstanzeigen.

Briefe der Ninon de Lençois. Mit zehn Nachbildungen von Radirungen Karls Walzer. Berlin, bei Bruno Cassirer. 8 Mark.

Die von mir besorgte Verdeutschung der *Lettres de Ninon de Lençois* brauche ich hier, wo neulich Franz Blei über Ninons Persönlichkeit geschrieben hat, nur kurz anzudeuten. Diese Briefe, ob echt oder apokryph, wie Manche glauben, zeigen ein für die Zeit ihrer Entstehung ungewöhnliches Feingefühl der seelischen Analyse. Heutige Autoren, die über die „Psychologie“ und „Physiologie“ der Liebe mehr dicke als geschleierte Bände veröffentlichen, könnten daraus lernen, wie man ohne wissenschaftliche Prätentionen mitunter der Wahrheit näher kommt als durch tiefgründige Betrachtungen aus der weltfremden Stubirstube. In meiner Uebersetzung nahm ich unwesentliche Kürzungen da vor, wo mir das Original gar zu weitläufig in Wiederholungen und Abschweifungen sich zu verlieren schien.

Lothar Schmidt.



Neuromantik. Eugen Diederichs, Jena.

Mein Buch ist aus der Liebe zur Kultur der Gegenwart entstanden. Ist es nicht Zeit, zu sagen, wir kehren wieder zur alten Romantik zurück, nachdem uns ein leimreicher Naturalismus neue Wege gewiesen hat, die nur nach mühsälliger Wanderung ans Ziel, zu einem festen Stil in Leben und Kunst führen können? Aber ist nicht dennoch die Verwandtschaft von Gegenwart und alter Romantik eine unabweißbare Thatsache? Dieses Dilemma wollte ich lösen. Wenn, wie ich nachweise, die Kulturentwicklung in Rhythmen verläuft, in denen jeder Rhythmus eine Stufenfolge von Naturalismus, Romantizismus und Klassizität ist, und wenn unsere Kulturphase eine romantische Stufe ist, dann ist zwar eine Verwandtschaft der Gegenwart mit der Romantik um 1800 vorhanden; aber sie erstreckt sich nur auf die allgemeinen Merkmale; durchaus verschieden sind die spezifischen, wesenhaften Züge der alten und der neuen Romantik. Allgemeine Merkmale einer romantischen Stufe sind Mystik, Aesthetenthum und Decadence; und diese Erscheinungen findet man in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts und in unserer Zeit. Vor Allem aber kam es mir darauf an, die spezifischen Züge beider Zeiten aufzudecken, um so der Gegenwart zum Bewußtsein ihrer Bedeutung und ihres Rechtes zu verhelfen.

Köln.

Ludwig Coellen.



Historisches Schlagwörterbuch. Karl J. Trübner. 6 Mark.

Dies Buch soll als ein Seiten- und Ergänzungstück zum wohlbekannten „*Büchermann*“ das Aufkommen und die Entwicklung von annähernd hundert deutschen und fremden Schlagwörtern in unbefangener historischer Würdigung erläutern. Zwar ist sicher: viele leere und verwirrende Schälle tönen uns aus ihnen entgegen. Und doch unterrichten sie nicht minder anschaulich über die Psychologie des Publikums, über allerlei modische Strömungen wie über tiefgehende politische oder kulturgeschichtliche Bestrebungen und Erregungen. Solche Zeugnisse zu sammeln, ist mein Buch bestimmt. Wenn es trotz Verwerfung der einschlägigen Arbeiten

und systematischer Lecture noch so manchen berechtigten Wunsch unerfüllt lassen wird, so rechne ich mit diesem Versuch auf die Nachsicht der Leser. Ein Schelm giebt mehr, als er hat. Erst durch das Interesse und die Mitarbeit weiter Kreise kann sich eine solche Sammlung wirklich befriedigend auswaschen.

Dr. Otto Labendorj.

Paulzeit. Sechs Wochen Heldenhum. Arthur Garafel, Leipzig.

Die meisten Bücher haben einen Helden; meins hat einen Feigling. Ein harmloser, schwächlicher Mensch, ein Student, der bloß studirt, bloß seinem Studium und seiner Neurasthenie lebt und nichts von Studententhum und Welt und Weibern weiß, wird durch eine Kontrahage plötzlich aus seiner grüblerischen Einsamkeit herausgerissen und plötzlich mit Allem bekannt gemacht; mit Studententhum, Welt und Weibern. Und nun muß er sich in der Hast von sechs wahnsinnigen Wochen durch das Alles durchhasten und durchkämpfen, wozu andere junge Leute Jahre brauchen. Die natürliche Feigheit, die Angst vor dem Duell, die Furcht vor dem Sterben. Das ermüdende Paulwejen, das studentische Getriebe, der ganze Satisfaktion-Mechanismus. Das Treiben der Welt, der jungen Leute, der großen Stadt. Und vor Allem das Kapitel: Weiber und Weib. Das spielt sich humm ab und vor den Leuten ist er der kaltsblätige Gentleman. Erst in dem Augenblick, wo ihn das Weib enttäuscht, kommt dieser Sonderling zur Besinnung und zur Auanwendung dieser sechs Wochen; genau so zu werden wie die Anderen, genau so leichtfertig und heuchlerisch; und er geht nun ruhig zum Duell.

Wien.

Ludwig Hirschfeld.

Chamfort's Aphorismen und Anekdoten. H. Piper & Co., München.

Am einundzwanzigsten April wurden einige Proben gegeben; noch ein paar Menschen, die man nur halb kennt, kennt man überhaupt nicht; Dinge, die man nur zu drei Vierteln versteht, versteht man gar nicht. Diese beiden Ueberlegungen genügen zur Verwerthung aller Gesellschaftsgeräthe.

Eine grausame Wahrheit, aber doch muß man sie eines Tages als Wahrheit erkennen: In der Gesellschaft, zumal in der vornehmen, ist Alles Künstlichkeit, Bewußtheit, Berechnung, auch Das, was auf den ersten Blick wie Einfachheit und liebenswürdiges Sichgehenlassen aussieht. Ich fand Leute, bei denen Alles, was sich als anmuthige ursprüngliche Regung gab, nichts war als die allerdings sehr geschickte Ausführung feinsten und bewußtesten Ueberlegungen. Kühnste Berechnung paarte sich da mit augenscheinlicher Raudeut und sorglosester Leichtigkeit, einer eingeübten Nonchalance, ähnlich der toletter Weiber, bei denen eine letzte Künstlichkeit Alles ausgeschaltet hat, was wie Künstlichkeit aussieht. Das mag ärgerlich sein aber es ist ein ärgerliches Naturgesetz. Darum wehe Dem, der nicht sogar vor dem besten Freund seine schwache Seite, seine Blöße verbirgt! Ich habe erlebt, wie solche besten Freunde die Eigenliebe Derer verletzten, deren Geheimniß sie herausbekommen hatten. Beim heutigen Zustande der Gesellschaft, der gebildeten Gesellschaft, die ich hier stets im Auge habe, scheint es mir ganz unmöglich, daß irgend Jemand seine ganze Seele, alle Seiten seines Charakters, auch die schwachen, einem Anderen offenbaren kann; auch nicht dem besten Freunde. Wie gesagt: man muß in diesen Kreisen

eben sein Raffinement überfeinern, so daß es als solches nicht mehr erkannt wird. Sei es auch nur, um von dieser Truppe ausgezeichneten Komödianten nicht als schlechter Schauspieler verschrien zu werden.

Nur die Geschichte freier Völker ist werth, daß man sie studirt. Die Geschichte von Völkern, die im Despotismus leben, ist eine Anekdotensammlung.

Definition einer despotischen Regierung: Eine Ordnung der Dinge, wo Die oben niedrig und Die unten erniedrigt sind.

Die meisten Adelligen erinnern an ihre Ahnen ungefähr wie ein italienischer Cicerone an Cicero.

Man verheirathet die Frauen, ehe sie Etwas sind und sein können. Der Ehemann ist eine Art Maschine, die den Leib der Frau zerstückt, ihren Geist formt und ihre Seele entwickelt.

Die Frauen scheinen eine Hirnwindung weniger, aber eine Herzensfaser mehr zu haben als die Männer. Es gehört ihre besondere Organisation dazu, um Kinder zu ertragen, zu pflegen, zu lieblosen.

Die Liebe macht mehr Vergnügen als die Ehe; Romane sind ja auch amüsanter als die Weltgeschichte.

Die schlimmste Mesalliance ist die des Herzens.

Junge Frauen und Könige haben ein gemeinsames Unglück: Sie haben keine Freunde. Ihr Glück ist, daß sie dieses Unglück nicht empfinden. Die Könige hindert daran ihre Größe und die Frauen ihre Eitelkeit.

Ein Schriftsteller, sagte Diderot, kann eine Geliebte haben, die Bücher schreibt; aber seine Frau muß Hemden nähen können.

Zu Herrn K., Mitglied der Akademie, sagte Jemand: „Eines Tages werden Sie doch heirathen.“ „Ich habe viel über die Akademie gespottet und jetzt bin ich drin“, antwortete er; „ich habe Angst, daß es mir mit der Ehe genau so gehen wird.“

Man wunderte sich oft, daß der Herzog von Choiseul sich so lange gegen Madame Dubarry zu halten vermochte. Sein Geheimniß war sehr einfach. So oft seine Stellung schwankend wurde, ließ er sich Audienz beim König geben. War er einmal vorgelassen, so erkundigte er sich regelmäßig, was er mit den fünf oder sechs Millionen machen solle, die er im Kriegsdepartement erspart hatte; wobei er jedesmal darauf hinwies, daß es wohl nicht schicklich sei, sie direkt dem königlichen Schatz zu überweisen. Der König begriff die Anspielung und sagte: „Sprechen Sie mit Bertin, geben Sie ihm drei Millionen in den und den Papieren; den Rest schenke ich Ihnen.“ Der König theilte so das Geld mit seinem Minister; und da er nicht sicher war, daß ein anderer ihm Dies eben so leicht machen würde wie der Herzog von Choiseul, behielt er ihn trotz allen Intriguen der Dubarry.

München.

Hermann Eijwein.



Verse.

Ballade de Marguerite.

GMutter, mich widert im Wald die Jagd,
Ich will auf den Markt, wo der Heerbann tagt!

„Geh nicht! Wohl leuchten die Dächer roth,
Doch die Hufe der Kofse bringen Dir Noth.“

Bei den Ritterspielen will ich nicht stehn,
Nur meiner Dame zur Seite gehn.

„Mein Kind, mein Kind, Du bist viel zu Kühn!
Eines Försters Sohn soll dahin nicht ziehn.“

Glaubst Du, weil der Vater am Martinstag
Im grünen Wamms, sie darum mich nicht mag?

„Vielleicht müht sie am Webstuhl sich;
Doch Spindel und Wolle sind nichts für Dich.“

O, wenn sie webt einen Teppich dich,
Dann halt' ich die Fäden beim Flackerlicht!

„Vielleicht jagt sie das schlanke Reh;
Wie folgst Du ihr dann durch Wald und Klee?“

In schnellem Lauf geleit' ich sie
Und blas' auf dem Horn das Hallali.

„In Saint-Denys kniet sie betend vielleicht
(Die Barmherzige Mutter sei ihr geneigt!)“

Und liegt sie betend in stiller Kapell',
Ich schwinde den Weihrauch und läute hell.

„Komm hinein, mein Sohn, Du bist so klug!
Der Vater füllt Dir ein frisches Glas.“

Doch wer sind die Ritter in lichtem Stahl
Wie in buntem Gepränge zum Festemahl?

„Das ist der König von Engelland.
Er kommt als Freund an den gastlichen Strand.“

O Mutter, die Glocke tönt so bang!
Und was soll der dumpfe Totengesang?

„Hugo von Amiens, mein Schwestersohn,
Den tragen sie dort als Leiche davon.“

Nein, weiße Lilien seh' ich klar:
Es liegt kein Mann auf der Totenbahr.

„Es ist Jeannette, die Beschlieferin;
Ich wußte, im Herbst ging sie dahin.“

Nein, Dame Jeannette hat kein goldbraunes Haar!
Die alte Jeannette auch so schön nicht war.

„Von unsrer Sippschaft ist's Niemand, — Nein!
Gott wolle der Sünderin gnädig sein!“

Nun hör' ich der Knaben klagendes Lied:
Elle est morte, la Marguerite.

„Komm hinein, mein Sohn, komm, ruh' Dich aus,
Laß die Toten in ihrem Totenhaus!“

O Mutter, Du weißt, ich liebte sie treu,
Hat denn ein Grab nicht Raum für Zwei?

Vita nuova.

Ich stand am Meer, am brausend wilden Meer,
Gesicht und Haar vom Schaum feucht übersprüht;
Des Tages Sonnen waren fast verglüht,
Es pfliff der Wind über die Wogen her;
Die Möwen flogen klagend auf den Strand
Und auch mein Leben war mir dampf und leer;
Denn wer kann ernten Früchte gold und schwer
Von diesem wüsten, ruhelosen Land?
Ich warf mein Netz, zerrissen und zerklüft,
Noch einmal aus mit allerletzter Kraft
Und harrend hab' ich dann den Zug ermessen.
Da plötzlich kam's wie jähe Flammengluth,
Ein weißer Leib stieg silbern aus der Gluth —
Und all mein Leid war jubelnd nun vergessen.

E tenebris.

O Christus, komm und hilf mir, reich die Hand!
Auf wildrem Meere bin ich in Gefahr,
Als Petrus einst vor Deinen Augen war!
Mein Lebensblut rinnt langsam in den Sand;
Mein Herz ist wie ein hungerwüstes Land,
Von aller Nahrung, allem Segen bar;
Und vor mir seh' ich die Verdammniß klar,
Seit diese Nacht vor Gottes Thron ich stand.
„Er jagt im Wald oder er schläft vielleicht,
Wie Baal, wenn die Priester nach ihm rufen, —
Den Sonnentag von Carmels Felsenstufen.“
Nein: still; ich seh' ihn, eh' die Nacht verbleicht,
Den wunden Fuß, das flammenweiße Kleid
Und auf dem Antlitze alles Menschenleid.

Requiescat.

Daß sie Dein Schritt nicht hört
Hier unterm Schnee,
Sprich leis, ganz leis: sie hört
Kauschen den Klee.

Ihr glänzend goldnes Haar
In Kost und Staub;
Was lichte Schönheit war,
Des Todes Raub.

Ihr süßer, weißer Leib
Ein Lilientraum.
Sie war ein Weib
Und wußt' es kaum.

Sie decken Holz und Stein
Für immer zu;
Ich quäl' mein Herz allein,
Doch sie hat Ruh.

O still, sie hört nicht mehr,
Nicht Lied noch Hauch —
Mein Leben tot und leer
Begrabt es auch!

Beim Gesang „Dies irae“ in der Sistine.

Wein, Herr, nicht sol Im Frühling die Narzissen,
Olivenhaine, Silbermönchslaug,
Von Deiner Liebe reden sie genug —
Sprich nicht mit Schreckensgluth in Finsternissen!
Von Dir muß noch der Wein im Kelche wissen.
Der Vogel, der sich abends heimgewandt,
Spricht nur von Ihm, der keine Stätte fand —
Und nur von Dir die Schwalben zwitschern müssen.
Wein, komm im Herbst, an lichtem Nachmittage,
Wenn Baum und Strauch in gelb und rothen Farben
Und durch die Felder tönt der Sensenschlag.
Komm, wenn der Mond auf seinem Silbergange
Weiß überstrahlt die Reihen goldner Garben!
Dann ernte Du . . . wir harreten Dein schon lang.

Ostern.

Die Silbertuben dröhnten durch den Dom,
Kings alles Volk in Ehrfurcht auf den Knien
Und hoch auf Mämmernacken sah ich ihn
Wie einen Gott, den Heiligen Herrn von Rom.

Als Priester im Gewand so weiß wie Schaum
 Und königlich von Purpur überwallt,
 Drei goldne Kronen trug die Hochgestalt
 In Pracht und Glanz; so zog er durch den Raum.
 Da stoh mein Herz zurück in ferne Zeit
 Zu Einem dort am öden Meeresstrand,
 Der für sein Haupt die Ruhestatt nicht fand.
 „Ein jeglich Thier, ihm ist sein Nest bereit,
 Ich, ich allein muß gehn auf wunden Füßen
 Und meinen Wein mit bittern Thränen süßen.“

Madonna mia.

Ein Lilienkind, das nicht von dieser Welt,
 Im Strahlenkranz von weichem braunen Haar,
 Feucht überhaucht das große Augenpaar,
 Wie Nebeldunst auf blane Gluthen fällt.
 Die blasse Wange kennt noch keine Gluth,
 Die Lippen stumm und schen vor jeder Lust,
 Der Hals weiß wie der Silbertaube Brust,
 Ein Hauch im Marmor wie von Milch und Blut.
 Ob auch die Lippen laut sie preisen müssen,
 Doch wag' ich nicht, den lichten Fuß zu küssen,
 Von heiliger Ehrfurcht schattend überweht —
 Wie vor des siebenten Himmels goldnen Stufen,
 Unter des Löwen Flammenbrust berufen,
 Mit Beatrice Dante schauernd steht.

Oskar Wilde.

(Deutsch von Theodor Sufe.)



Prospecte.

Bevor ein Werthpapier zum Börsenhandel zugelassen wird, soll ein Prospect veröffentlicht werden, der alle für die Beurtheilung des Papiere's nöthigen Daten giebt. Das klingt einfach und klar. Trotzdem wird das amtliche Organ zur Prüfung der Prospecte, die Zulassungstelle, oft getadelt. Im Fall der Terraingesellschaft Müllerstraße, wo sie den Prospect wegen zu hoher Zwischengewinne und der dadurch bedingten „offenbaren Ueberschneidung“ des Publikums ablehnte, hat sie freilich nur Lob gerntet und die berliner Handelskammer, die als Beschwerdeinstanz meist gegen die Zulassungstelle entscheidet, mußte deren Spruch diesmal bestätigen. Daraus darf man aber nicht schließen, daß bei allen genehmigten Emissionen das Publikum nicht überschnitten wird. Erstens prüfen die Zulassungstellen die Unterlagen nicht immer so sorgsam wie im Fall der Terraingesellschaft Müllerstraße, ferner oft die Details auch nicht so genau; zweitens ist ihre Macht bei der materiellen

Prüfung der Prospektangaben beschränkt und ein wesentlicher Theil der Prüfung bleibt dem Publikum überlassen. Wenn die Zulassungstelle, wie kürzlich auch bei einer anderen Emission von Terrainaktien, den Prospekt aus „materiellen“ Gründen ablehnt, wird sie beschuldigt, ihre Befugnisse überschritten zu haben. Oft klagt man auch darüber, daß der Prospekt in zu wenigen Blättern veröffentlicht, dem größten Theil des Publikums gar nicht zur Kenntniß gebracht worden sei. Mancher wiederum sagt, man solle überhaupt nur kurze Prospekte, in möglichst vielen Zeitungen, veröffentlichen; lange Darstellungen lese und verstehe das Publikum doch nicht. Darüber ließe sich reden, wenn man einig darüber wäre, daß der Prospekt alle nothwendigen Angaben enthalten muß. Zwei „offizielle“ Organe haben für den Prospekt eines amerikanischen Eisenbahnpapieres 8000 Mark bekommen. Rühlicher wäre das Geld wohl verwendet worden, wenn man den Prospekt in dreißig Zeitungen veröffentlicht hätte; dann wäre er aber gekürzt worden und die Angaben hätten dem berechtigten Anspruch auf Klarheit und Vollständigkeit vielleicht nicht mehr genügt. Die Zahl der Inserate thut also auch nicht; eben so wenig natürlich der Wortschwall der Prospektangaben. Das Börsenkommissariat, heißt es jetzt oft, unterschied besser als die Zulassungstelle zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem und war in den meisten Fällen mit kurzen Prospekten zufrieden. Das mag richtig sein; die Verhältnisse sind aber komplizirter geworden und deshalb ist auf Ausführlichkeit heute selten zu verzichten.

Schlimm ist, daß die Vorschriften des Gesetzes der Auslegung weiten Spielraum lassen. Nach Paragraph 36 des Börsengesetzes hat die Zulassungstelle die Aufgabe und die Pflicht: die Vorlegung der Urkunden, welche die Grundlage für die zu emittirenden Wertpapiere bilden, zu verlangen und zu prüfen; dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurtheilung der zu emittirenden Wertpapiere nothwendigen thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse, so weit es möglich ist, informiert wird, und bei Unvollständigkeit der Angaben die Emission nicht zuzulassen; endlich auch solche Emissionen nicht zuzulassen, die erhebliche allgemeine Interessen schädigen oder offenbar zu einer Ueberschuldung des Publikums führen. Damit die Zulassungstellen diese Pflichten erfüllen können, wird im Paragraphen 36 weiter bestimmt, daß „vor der Zulassung, sofern es sich nicht um deutsche Reichs- oder Staatsanleihen handelt, ein Prospekt zu veröffentlichen ist, der die für die Beurtheilung des Wertes der einzuführenden Papiere wesentlichen Angaben enthält. Das Gleiche gilt für Konvertirungen und Kapitalserhöhungen. Der Prospekt muß den Betrag, der in den Verkehr gebracht, den Betrag, der vorläufig vom Verkehr ausgeschlossen werden soll, und die Zeit, für die dieser Ausschluß zu erfolgen hat, ersichtlich machen.“ Diese Vorschriften werden ergänzt durch die Gewährung eines Privilegs für Schuldverschreibungen, bei denen das Reich oder ein Bundesstaat die volle Garantie übernommen hat, und für Schuldverschreibungen kommunaler Körperschaften, kommunalständischer Kreditinstitute und der unter staatlicher Aufsicht stehenden Pfandbriefanstalten. Bei diesen Papieren kann auf die Einreichung eines Prospektes verzichtet werden. Trotz all diesen Bestimmungen weiß man nicht absolut sicher, was von einem Prospekt zu fordern ist. Schon die an sich gewiß gerechtfertigten Ausnahmen für staatliche und kommunale Schuldverschreibungen haben zu Streitigkeiten geführt. Bekannt ist der Konflikt der Zulassungstelle mit der preussischen Regierung, die bei einer Emission von Schatzanweisungen die Höhe des zuzulassenden Betrages nicht angeben wollte. Die Handelskammer brachte die Sache nothdürftig in Ordnung; der Minister

nannte die Gesamtsumme der auszugebenden Schatzanweisungen und die Handelskammer verfügte, der Totalbetrag sei zuzulassen (obwohl einstweilen nur ein Theil ausgegeben wurde). In diesem Fall hatte die Regierung das Gesetz etwas selbstherrlich interpretirt und die Handelskammer sich mit einem Kompromiß beholfen.

Die Zulassungstelle hat auch für Landschaftspfandbriefe Prospekte gefordert, weil, seit die Beleihungsgrenze erweitert und bei den neuen Landschaften die Gesamtbürgschaft der Kreditoren abgeschafft sei, die Grundlage dieser Pfandbriefe sich beträchtlich verändert habe. Deshalb seien vom ersten April 1906 ab Landschaftspfandbriefe nur nach Einreichung und Prüfung eines Prospektes zuzulassen. Damit sind neue Konfliktmöglichkeiten gegeben. Der preussische Handelsminister hat in einem Erlaß an die berliner Handelskammer schon gegen das Verlangen der Zulassungstelle protestirt. Rentenbriefe, sagt er, seien preussischen Staatsanleihen gleichzustellen und deshalb vom Prospektzwang zu befreien. Solcher Streit ist sicher nicht geeignet, das Ansehen der Zulassungstelle und den Werth der Prospekte zu erhöhen. Gerade auf dem Markt der ausländischen Anleihen, von dem die Prospektbewegung ausging, zeigen sich die Folgen der Unklarheit. Hier herrscht jetzt ein Brauch, den man nicht billigen kann: die Papiere werden, bevor noch der Prospekt genehmigt und die Zulassung ausgesprochen ist, zur Zeichnung aufgelegt. Das hat leider die Deutsche Bank mehrmals gethan. Die letzte türkische, die neue hilenische, die japanische Anleihe wurden vor der Zulassung emittirt; noch andere Beispiele wären anzuführen. Da die Subskription am bestimmten Tag auch im Ausland erfolge, dürfe man, so hieß es, in Deutschland die Emission nicht später bringen; sonst würde das Ergebnis in Frage gestellt. In Ausnahmefällen mag dieser Grund gelten; besonders wenn sich um politisch und wirtschaftlich gesicherte Staaten handelt. Zwischen Subskription und Zulassung können in anderen Fällen aber Ereignisse eintreten, die gegen den Antrag auf Zulassung sprechen. Wird dann die Zulassung verweigert, so bekommen die Zeichner Papiere, die sie, weil die amtliche Börse notig fehlt, nicht verkaufen können. Das ist bei Anlagewerthen zu ertragen; recht unbequem aber, wenn bei Aktien zwischen Zeichnung und Zulassung eine lange Zeit liegt. Und auch für Dividendenpapiere beginnt die Subskription jetzt vielfach schon vor der Zulassung. Als die Allgemeine Berliner Omnibusgesellschaft Aktien im Betrag von 2,10 Millionen ausgab, dauerte es fast ein Jahr, bis die gezeichneten Aktien zum Börsenhandel zugelassen wurden. In solchen Fällen bekommen die Zeichner einen genehmigten Prospekt nicht zu sehen und der, den die Zulassungstelle später genehmigt, kann ganz anders aussehen als die vorher veröffentlichte Aufforderung zur Subskription. Der Scharfblick der Kontrolleure soll nicht angezweifelt werden; die Verlockung, einen nicht offiziell der Censurbehörde vorzuliegenden Prospekt rosig zu färben, ist aber auch nicht zu unterschätzen. Die Zulassungstelle hat ja, wie ich schon erwähnte, nicht die Qualität der einzuführenden Papiere, sondern nur die Frage zu prüfen, ob alle zur Beurtheilung des Werthes nöthigen Angaben in dem Prospekt gemacht sind. Die Genehmigung des Prospektes giebt aber dem Publikum eben die Gewißheit, daß ihm alle zur Bildung des Urtheiles erforderlichen Thatfachen unterbreitet wurden. Fehlt diese Gewißheit, dann handelt sich um eine „wilde Emission“.

Wenn die Zulassungstelle befugt würde, ihr Urtheil (das ja immer nur subjektiv sein könnte) über den Werth eines Papiers auszusprechen, dann würde ihre Objektivität gemindert und sie selbst zu einer Kunststelle, von der das Publi-

kum Belehrung erwartet und fordert. Zwischen der Zulassungstelle und den emittierenden Bankhäusern entstände ein ewiger Krieg und die Frage nach dem Regressanspruch (für falsche oder lückenhafte Prospektangaben) wäre noch schwerer als jetzt zu beantworten. In der Begründung zum Entwurf des Börsengesetzes wurde gesagt, das Vertrauen in die Richtigkeit und Vollständigkeit der vom Emissionshaus im Prospekt gemachten Mittheilungen sei bestimmend für den Erwerb der Papiere; merde das Publikum getäuscht, so dürften die Urheber des Prospektes nicht ohne Verantwortung für den daraus entstehenden Schaden bleiben. Man wollte damals also die Regressansprüche der Effektenkäufer sichern; ganz leicht ist dieser Anspruch aber nicht durchzusetzen. Der Nachweis unrichtiger oder unvollständiger Angaben genügt noch nicht; erwiesen muß außerdem auch werden, daß die Emittenten fahrlässig oder dolos gehandelt haben und daß der Verlust durch falsche Prospektangaben bewirkt worden ist. Dieser Beweis wird selten gelingen. Wer hat denn, als große Summen an Griechen und Portugiesen verloren waren, auch nur gefragt, ob diese Verluste nicht vielleicht durch Mängel der Prospekte verschuldet waren? Und gerade der Gedanke an ausländische Rentenpapiere hatte doch zu den Vorschriften für Prospektzwang und Regressanspruch geführt. Wie schwer es heute noch ist, auf falsche Prospektangaben Schadenersatzforderungen zu gründen, zeigt der Prozeß, den Aktionäre der aachener Lederfabrik De Hessele & Co. gegen den Schaaffhausenschen Bankverein führen. Der Bankverein hatte den Prospekt für die Hessele-Aktien eingereicht; und dieser Prospekt, der die Kläger zum Kauf veranlaßte, soll eine gefälschte Bilanz enthalten haben. Das Landgericht I Berlin lehnte die Klage nicht nur aus sachlichen Gründen ab, sondern erklärte die Erhebung auch für unzulässig, weil nicht der Bankverein, sondern die Aktiengesellschaft als Urheber des Prospektes anzusehen sei; auch fehle der Nachweis ursächlichen Zusammenhanges zwischen dem Schaden der Kläger und dem Prospekt, der Beweis, daß der Prospekt die Kläger zum Kauf veranlaßt habe. Da dieser Beweis mit unzweideutiger Sicherheit natürlich überhaupt nicht zu führen ist, wäre ein auf den Prospekt zu gründender Schadenersatzanspruch kaum jemals noch durchzusetzen, wenn die rechtskräftig entscheidende Instanz sich der landgerichtlichen Auffassung anschloße. Da die Furcht vor der Regresspflicht aber mehr als jedes andere Moment zu vorsichtiger Sorgfalt drängt, würden die Prospekte dann ziemlich werthlos und wir könnten eine schlimme Aera des Prospektswindels erleben. Die Sache schwebt jetzt vor dem Kammergericht und die Bankleute sind sehr gespannt auf die Entscheidung.

Schwierig ist wohl auch der Nachweis, daß Prospektangaben über die Aussichten des Unternehmens wider besseres Wissen erfolgt sind, wenn zur Zeit der Veröffentlichung des Prospektes erst die Hälfte des Geschäftsjahres vergangen ist. Die Käufer der im April 1905 eingeführten Wanderer-Fahrrad-Aktien können davon ein Lied singen. Der Prospekt stellte für 1905 ein gutes Resultat in Aussicht; die Dividende blieb aber um 7 Prozent hinter der vorigen zurück und die Aktien verloren seit der Einführung etwa 80 Prozent. Wer trägt die Schuld? . . . Ein der gesetzlichen Vorschrift genügender Prospekt, der kurz sein kann, aber klar und lückenlos sein muß, ist uneutbehrlich, entbärdet das Publikum aber nicht von der Pflicht, sich über die ihm angebotenen Papiere selbst ein zuverlässiges Urtheil zu bilden. Vadon.

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten
 Constructions.
Strassenlocomotiven und
Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Spe-
 cialitäten in allen practischen
 Größen und zu den mässig-
 sten Preisen.
John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
 Tempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
 Chausseest. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vor-
 züglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten

per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2603 u. 2623.

Die Direktion.



Restaurant Hundekehle im Grunewald

☛ **Dimers à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine)** ☛ täglich in der Wein-Abtei-
 lung in geschloss. Räumen.
 Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen **Original**
Bier-Abteilung: Pilsener — Weihenstephan — Berliner Bockbrauerei.
 Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn
 in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hoflieferant.

Programme kostenfrei.

Gesellschaftsreisen und billige Sonderfahrten.

Zur Weltausstellung in Mailand, kürzere Nordlandfahrten
 und Nordkapreisen, mehrere andere hochinteressante
 Sommerreisen veranstaltet

Karl Riesel's Reisebureau, Berlin, Unter den Linden 57.



Das
 Beste
 Vom
 Besten

„Krian“ Vorstenlanden (Fehlfarben)

hervorragend schöne milde 8 Pfg.-Zigarre. Ziemlich grosse Fassung, recht aromatische Qualität, guter Brand.

Kiste mit 300 Stück Inhalt nur Mk. 15,80 franko.

Muster werden nicht abgegeben, dagegen Umtausch oder Zurücksendung gestattet.

Engelhardt & Rube, Bremen C.

Zigarren-Fabrik, Gegründet 1882.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schlossbräu
in Syphons
à 5 Ltr.
Mk. 1.50



Schlossbrauerei Schöneberg
BERLIN W.

Teleph:
Amt 9
No. 9122.

Niemand kaufe
wieder

Spielwaren



ohne d. letzt. Neuheiten v. Carl Brandt Jr.,
Görsnitz S.-A. gefragt zu haben. In allen
bess. Spielwaren-Geschäften erhältl.

In 4. Auflage 1906 erschienen:

Der Marquis de Sade und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur- u. Sittengeschichte
d. 18. Jahrhds. m. bes. Beziehl. a. d. Lehre v. d.
Psychopathia Sexualis

von Dr. Eugen Dühren.

573 S. Eleg. br. M. 10. —, Leinwbd. M. 11,50.

Ferner in 7. Auflage:

Geschichte d. Lustseuche

im Altertum nebst ausführl. Untersuch. üb.
Venus-u. Phalluskult, Bordelle, Nerosos, Theleia,
Päderastie u. and. geschlechtl. Ausschweifungen.
d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum, 435 Seit.,
Eleg. br. M. 6. —, Leinwbd. M. 7,50. **Prophete
u. Versteht. üb. kultur- u. ritengehist. Werke** grat. verk.
H. Barsdorf, Berlin W 30, Habsburgerstr. 10.

Patent ^{Freibrief 216} Bureau Arendt

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlags hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Carl Wigand.



Nebenverdienst erwirbt sich jeder durch den Verkauf der

Alemannia- Fahrräder.



Verlangen Sie Pracht-Katalog No. 361 über
Fahrräder u. Zubehörteile gratis und franko,
ehe Sie kaufen. — Probe-Fahrrad auch zum Ausnahmepreis. — Pneumatik-
mäntel \mathcal{M} 3,70, mit Garantie \mathcal{M} 4,50 u. 5,70 — Schläuche \mathcal{M} 2,80 3,30 u. 3,80.

J. Fries, Beseler Nil., Fahrradwerke, Flensburg.



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen

Von
BREMEN

nach

AMERIKA

New-York Southampton Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore-Galveston-Cuba

Südamerika: Brasilien-La Plata

Mittelmeer: Aegypten

Ostasien-Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd

Bremen

Technisch-Orthopädische Heilanstalt

Georg Hessing, Gross Lichterfelde-Ost,

Wilhelmstr. 36a.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: Höft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbel-Aule, Verkrümmungen nach Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

Für

Blutarme, **Nervöse**

Dr. Klopfer-Gludin (Weizen-Lecithin-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.

In Apotheken, Drogerien

Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
 Freitag, den 27. und Sonntag, den 29./4.
Der Tartuff. Die Mitschuldigen.
 Sonnabend, den 28. und Montag, den 30./4.
Der Kaufmann von Venedig.
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Berliner Theater.**Gastspiel der Schlierseer.**

Freitag, den 27., Sonnabend, den 28. und
 Sonntag, den 29./4. Abends 8 Uhr.

In der Sommerfrisch'n

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr. Martin Ziekel**, Friedr.-chstr. 230.
 Freitag, den 27., Sonnabend, den 28., Sonntag,
 den 29. und Montag, den 30./4. Abds. 8 Uhr.

Die von Hochsattel.

Sonntag, Nachm. 3 Uhr.

Nora.

Die weiteren Tage siehe Anschlagstafel.

Trianon-Theater.

Heute u. folgende Tage. Anfang 8 Uhr.

Loulou.**Neues Theater**

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
 Freitag, den 27. und Sonntag, den 29./4.
Ein Sommernachtstraum.
 Sonnabend, d. 28./4. **César u. Cleopatra.**
 Montag, den 30./4. **Erdegeist.**
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Thalia-Theater

Freitag, den 27., Sonnab., d. 28., Sonntg., d. 29.
 Montag d. 30./4. und folgende Tage. 8 Uhr.

Hochparterre links.

Sonntag, Nachm. 3 U. **Der Glöckner v. Notre-Dame.**

Theater des Westens.

Freitag, d. 27. u. Sonntag, d. 29./4. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Schützenlied.

(Fritz Werner als Gast).
 Sonnab., d. 28./4. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Die vier Grobiane.**
 Montag, d. 30./4. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Der Freischütz.**
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Kleines Theater.

Freitag, den 27. und Sonnabend, den 28./4.
 Abends 8 Uhr.

**Der Unverschämte. Hille Bobbe.
Die Schlangendame.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Weinstuben Alte Eremitage

Eingang Unter den Linden 31 u. Rosmarienstr. 2.

	Salons à part	
--	----------------------	--

Warme Küche die ganze Nacht

fernsprecher 1, 6048.

Karl Kummer.

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Gegr. 1855

für
Speise-, Herren- und Schlafzimmer

E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 27. April,
Abends 8 Uhr**Hoffmanns Erzählungen.**

Sonnabend, den 28. und Sonntag, den 29. April, Abends 8 Uhr

Die schwarze Nina.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

**Cabaret
Roland von Berlin**

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.**Luisen-Theater.**Freitag, den 27. d. **Der Verschwender.**
8 UhrSonnabend, d. 28. u. Sonntag, d. 29. d. 8 Uhr.
Robert und Bertram. Montag, den
30. d. 8 Uhr. **Wilhelm Tell.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.

Bender.

Glampietro.

Josephl.

Frid Frid.

Massary.

Steidl, Lilly Walter.

Passage-Theater.**Lucie König, Corradini.** **Paul**

Marka Freya u. 9 weitere Nummern. Anfang 8 Uhr.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

*Dejeuners * Dinners * Soupers**Täglich Concert bis morgens 4 Uhr**Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.*Das Beste vom Besten ist
Dr. Alberti's einzig echte
Puttendörfersche**Schwefelseife**Waschen Sie sich nur mit dieser
seit mehr als 50 Jahren
rühmlichst bekannten **Toiletteseife**Gegen rauhe, spröde u. fleckige Haut, beteiligt
Sommersprossen etc. und ist unerreicht zur
Erzielung einer zarten, samtweichen Haut.Preis 3 Pakete mit 2 Stück 50 Pf.
3 Pakete nur M. 1,25Erfährt
schon
nach
kurzem
GebrauchSchöne
zarte
jugend-
frische
Haut.Zu beziehen durch die Fabrik
F. W. Puttendörfer, Berlin, W. 30, Frobenstr. 21**Diabetes!**

Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes, praktisch bewährtes Heilverfahren

Dr. med. Frahl, Breslau. Zum 4. Male jetzt in Salzschlirf zur Trink- und Badefur wegen meiner chron. Gicht — mehr als 12 Jahre bestehend — habe ich die Erfahrung gemacht, daß ich hier meine heruntergekommene Körperkonstitution vollständig aufgefrischt und das Nüchtleiden derartig gebessert habe, daß ich im Winter mit relativ leichten Anfällen davonkomme, was nach dem Gebrauche aller anderen Badefuren gleichartigen Bädern niemals der Fall war. Ich kann daher Salzschlirf gegen die Gicht sehr empfehlen. Druckfachen frei durch die Badedirektion Salzschlirf (Bonifaciusbrunnen).



Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.

Naturheilanstalt I. Ranges mit allem Komfort nach Dr. Lahmann. Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil. zur Behandlung von Frauenkrankheiten. 2 Aerzte, 1 Aerzlin. Dir. Otto Wagner.

~ Zu Frühjahrskuren infolge milder Lage ganz besonders geeignet. ~

Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

== Hannover ==

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechsellkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt Rittergut Nimbsch a. Bober Post Reinswalde, Kr. Sagan in Schlesien (früher Rittergut Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Prospekt frei.

Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith, Rittergutsbesitzer.

Sanatorium Dr. Passow Melningen i. Thüringen für Nervenkrankte u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assistent.

Schockethal bei Cassel.

Hervorragende Kuranstalt für natürliche Heilweise. Gr. Erfolg. Winterkuren. Prosp. Tel. 151 Amt Cassel. Dr. Sebaumbüffel.

Sanatorium
Idyllisch geschützte Lage inmitten herrlich Buchenwaldes. Vornehm eingerichtete Räume. Individuelle Behandlung von Nerven- Magen- und

Finkenwalde bei Stettin
Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Zuckerkrankheit. Elektrische (Licht) Bäder, Bestrahlungstherapie, Vibrationsmassage, Thure-Brandt'sche Massage, Dampf-Heissluftbäder, Heilgymnastik, Licht-Luft- und Sonnenbäder, Liegenalle, Tennisplatz. Prospekte durch den leitenden Arzt Dr. med. Fritz Bahrmann.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 54. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. II. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägung etc. zu n Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Dr. med. Hofmann's
Kuranstalt für

BAD NAUHEIM

b. Frankfurt a. M., Bismarckstr. 1 O, *gegenüber dem städt. Bädereien.*
Ambulante Behandlung — Sanatorium. *Ges. Art: Dr. med. A. Smith,*
früher Schütz-Nachb. a. Badense. *Besitzer: Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann.*

Herzkrank

Detektiv-

Institut v. Fuchs, Berlin, Zossenerstrasse 20
besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts.
Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

Prospekte und Karte bereits gratis 3 Kurhäuser Behandlung chron. Leiden , besonders Frauenleiden .	<h1>Johannisbad</h1> <p>Mustersanatorium nach Dr. Lehmann Beseitigung vorzeitiger Schwächezustände. — Kuren mit gälfreien Pflanzensalzen. Neu: Schönheitspflege.</p>	<h1>Eisenach 26</h1> <p>Sanitätsrat Dr. Biffinger, Dir. Johann Glas.</p>
---	--	--

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wanneseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0.20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Sanatorium für

Hautkrankheiten und Kosmetik

Park gg. Palmengarten. Ausführliche Prospekte frei.
Leipzig. Dr. med. M. Jhle.

Detektiv- und Auskunfts-Bureau

HANNOVER Georgstr. 16^a Teleph. 990. „Greif“

Ermittlungen, Überwachungen, Familien-Auskünfte
auf jed. Platz. — Empfohlen von Juristen u. ersten Firmen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Eröffnung der Bayr. Jubil.-Ausstellung Nürnberg. Mit Rücksicht auf
Seine Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luipold von Bayern wird an dessen Stelle
Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig die Ausstellung eröffnen.
Die feierliche Eröffnung findet Samstag, den 12. Mai, Vormittag 11 Uhr statt.

Bad Harzburg. Solbad und Gebirgsluftkurort. Unter diesem Titel
Herzogl. Badekommissariats von Bad Harzburg in ganz hervorragend schmackem Gewande
und gediegener Ausstattung erschienen. Köstliche farbige Illustrationen und prächtige
schwarze Bilder führen die landschaftlichen Schönheiten und bemerkenswertesten Kur-
gebäude (Solbad Jullushall, Kurhaus etc. etc.) vor und wird das Bächlein an unsere Leser,
die zum Kurgebrauch nach Harzburg zu sehen gedenken, auf Wunsch mit einem ausführlichen
Wohnungsverzeichnis, welches sämtliche Preise enthält, kostenfrei von vorgenannter
Behörde versandt. Bad Harzburg erfreut sich einer zunehmenden Frequenz, deren Ziffer
die stattliche Höhe von 36,000 Personen überschritten hat, auch die diesjährige Saison
scheint unter einem guten Stern zu stehen, denn schon jetzt sind zahlreiche grössere
Mietungen abgeschlossen, darunter diejenige der Frau Grossherzogin von Oldenburg, welche
eine Villa am Papenberg zu längerem Kuraufenthalte nach höchst eigener Besichtigung
kürzlich belegen liess.

Zur gefl. Beachtung!

Die Amateur-Photographie ist ein Sport, welcher eng verbunden ist, mit der
Wanderung über Berge und Täler um von Punkten,
welche Naturschönheiten aufweisen oder von Szenen intimer oder interessanter Art Bilder
mitnehmen zu können, welche uns in späteren Jahren noch die Erinnerung an fröhlich ver-
lebte Stunden ins Gedächtnis zurückrufen. Von **unerschätzbarem Wert** für den Tourist
ist eine kleine leichte Camera, welche bequem in der Rocktasche untergebracht werden
kann, wie dies bei der Rocktaschen-Camera „METEOR IIIc“ der Firma A. M. Gey & Co.,
Dresden-A16 der Fall ist, worüber ein Prospekt der Gesamtauflage unserer heutigen Nummer
beiliegt, um dessen Beachtung wir bitten.

A. JANDORF & Co.

Spittelmarkt.

Belle Alliance-Strasse.

Grosse Frankfurter-Strasse.

Brunnen-Strasse.

Damenstrümpfe

Damenstrümpfe

Baumwolle, englisch lang,
Doppelsohle u. Hochferse,
schwarz, lederfarbig, grau
Paar **48** Pf.

Damenstrümpfe

Baumwolle, englisch lang
moderne Ringelmuster Paar **48** Pf.

Damenstrümpfe

Baumwolle
Doppelsohle u. Hochferse,
schwarz oder lederfarbig
Paar **38** Pf.

Damenstrümpfe

Fil d'Ecosse, englisch lang,
schwarz, lederfarbig, grau,
champagne und moderne
Ringelmuster . . . Paar **85** Pf.

Herrensocken

Herrensocken

Grau, nathlos, glatter
oder Patentschaft . . . Paar **48** Pf.

Herrensocken

Moderne Ringelmuster,
Baumwolle Paar **65** Pf.

Herrensocken

Einfarbig, mit farbigem
Ringelmuster, Baumwolle
Paar **48** Pf.

Herrensocken

Baumwolle,
schwarz oder lederfarbig,
mit verstärkter Ferse und
Spitze Paar **48** Pf.

Kinderstrümpfe

Schwarz Baumwolle	Größe Alter ca. Jahre	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
		1-2	2-3	3-4	5-6	6-7	7-8	9-10	10-11	12-13	14-15
Qualität 1201	Preis f. 1 Paar M.ik	28	33	38	43	48	55	60	65	70	75
Qualität 1202	Preis f. 1 Paar Mark	40	45	50	55	60	65	70	75	80	85
Qualität 1206	Preis f. 1 Paar Mark	50	55	60	65	70	80	85	95	1.05	1.15

Ersatzfüsse f. Damenstrümpfe

schwarz oder lederfarbig Baumwolle 1 Paar **28** Pf. 3 Paar **75** Pf.

Herrenzimmer- u. Privatbureau



sowie **Kanzlei- und Contor-Möbel- und Einrichtungen.**

— Nur erstklassige Fabrikate! —

Shannon-Registrator & Co.

Aug. Zeiss & Co.,

Centrale: Berlin W., Leipzigerstrasse 1261.

Erste und Älteste Firma dieser Branche in Europa. Höchste Auszeichnungen auf allen Weltausstellungen.

Goldene Medaillen: Paris 1900 und St. Louis 1904.

Telephon: Amt I, 8754.

Kataloge kostenlos!

Schriftsteller!



Bekannter Verlag über. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Acuss. günst. Beding. Off. unt. B. M. 205, an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

„Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4.

Hest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Zeitschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

— Prospekte gratis. —

Automobil-Verleih-Geschäft

Modernste grosse Luxusautomobile

4-7 stltzig für Reise Jagd und Geschäft pro Stunde 7-10 Mark.

Karl Melchior, Berlin SO., Waldemarstr. 55.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater. Zimmer von Mk. 3.- an, mit Pension von Mk. 10.- an.

VINS DE CHAMPAGNE

DE LA MAISON

Ch. Gardet & Co.

d'Epernay (Marne)

General-Vertreter für Deutschland und Oesterrich-Ungarn

Kahn & Winter

in Wien,

I. Canovagasse 7,

— Palais Rotlschild. —

Agenten werden gesucht.

Für Gesellschaften, Mkkt etc.!

Camphausen-Tönchen-Siphon

5 Liter Inhalt



Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Gesamte Biere auch in 1/2, 1/4 Literflaschen.



*3 $\frac{1}{3}$ Rund
Millionen Flaschen*

**HENKELL-
TROCKEN**

Turmhoch

auch quantitativ steht unser

„Henkell Trocken“

über allen deutschen Sektmarken.

Unsere Füllung im Jahre 1905 von rund $3\frac{1}{3}$ Millionen Flaschen, genau 3,321.485 Flaschen, schlägt die zweitgrösste deutsche um fast das Doppelte und übertrifft ferner die Produktion der meisten bekannten französischen Champagnermarken um Bedeutendes!

Henkell & Co., Mainz

Gegründet 1832.